

Sabine Nagel  
ZU DÜNNES EIS

## ***Buch***

Wie ist es, wenn man zum ersten Mal einen Menschen kennenlernt, der einem wirklich etwas bedeutet – und diesen dann wieder verliert? Die Abiturientin Friederike und der querschnittsgelähmte Student Sascha begeben sich auf ziemlich dünnes Eis, als sie eine Beziehung miteinander beginnen. Zunächst scheint es, als seien sie wie füreinander bestimmt. Ihre gegenseitige Liebe ist zart und zugleich doch so stark, dass der Rollstuhl für Fredi in den Hintergrund tritt. Für Sascha jedoch spielt seine Behinderung eine ungleich größere Rolle, jeden Tag aufs Neue, und es kommt immer wieder vor, dass Fredi ihn in ihrer direkten Art ungewollt verletzt. Als sie sich dann auch noch mit ihren Eltern überwirft und bei Sascha einzieht, überfordert sie ihn, ohne es zu merken. Die Konflikte werden häufiger und existenzieller, und Saschas Schmerz über seine eigenen Unzulänglichkeiten bestimmt immer öfter ihr gemeinsames Leben. Sascha kapselt sich mehr und mehr ab – und schließlich trennt er sich von Fredi.

Für Fredi beginnt eine harte Zeit. Sie ist zutiefst in ihrer Person verunsichert. Nur langsam kommt sie über den Verlust hinweg. Doch während ihrer gemeinsamen Zeit haben Sascha und Fredi jeweils beim anderen eine Entwicklung angestoßen, die sie nicht nur bereichert, sondern die es ihnen auch ermöglicht, nach über einem Jahr der Trennung vorsichtig wieder aufeinander zuzugehen – ganz langsam, ganz anders, ganz neu.

## ***Autorin***

Sabine Nagel, geboren 1976, wuchs in Schleswig-Holstein auf. Zum Studieren ging sie nach Hannover, wo sie insgesamt 12 Jahre wohnte und in dieser Zeit die Stadt kennen und lieben lernte. Inzwischen lebt die Autorin in Nürnberg. Sie ist verheiratet. Von Beruf ist sie Hauptschullehrerin.

In ihrer Freizeit widmet sich Sabine Nagel immer wieder in längeren Phasen intensiv dem Schreiben.

Ihr Interesse gilt vor allem zwischenmenschlichen Beziehungen und schwierigen Charakteren.

Die Autorin war als Zwanzigjährige selbst ein halbes Jahr lang mit einem Querschnittsgelähmten zusammen. Auch wenn die Beziehung vollkommen anders verlief und sämtliche Charaktere sowie der gesamte Plot des Romans fiktiv sind, hat sie aus der Beziehung viel Alltagswissen über das Leben eines Rollstuhlfahrers in den Roman einfließen lassen.



Sabine Nagel

---

# ZU DÜNNES EIS

Roman für junge Erwachsene.

Nürnberg, Juli 2011



Bildnachweis Cover

Quelle: [www.bigfoto.com](http://www.bigfoto.com)

Verwendung unter Angabe der Quelle gestattet.

Umschlaggestaltung: Sabine Nagel

© Sabine Nagel, Nürnberg 2011.

Kontakt: [s-ng@s-ng.de](mailto:s-ng@s-ng.de)

Alle Rechte vorbehalten.



# TEIL I



Was für eine Niederlage. Wie betäubt stehe ich vor der Haustür meiner Eltern und ziehe den Schlüsselbund aus der Hosentasche. Mit zittrigen Fingern suche ich den richtigen Schlüssel heraus. Fast vier Monate ist es her, dass ich ihn zuletzt benutzt habe. Ich brauche ein paar Versuche, bis ich treffe und der Schlüssel ins Schloss gleitet. Mir ist kalt, unendlich kalt.

Ich drehe den Schlüssel um und öffne die Tür. Dann stehe ich im Haus.

Meine Eltern sind nicht da, zum Glück. Ihnen möchte ich jetzt nicht begegnen. Ich habe die Worte meines Vaters noch genau im Ohr: „Bist du dir im Klaren, worauf du dich da einlässt?“ Und die meiner Mutter, beschwichtigend und gönnerhaft: „Sascha ist ja erst dein erster Freund. Du wirst sicher noch andere Männer kennen lernen. Die wenigsten bleiben ihr ganzes Leben mit ihrer Jugendliebe zusammen.“ Wie ich sie gehasst habe für diese Äußerung! Jetzt liefere ihnen auch noch den vermeintlichen Beweis dafür, dass sie recht behalten haben. Dabei war alles ganz anders, als sie jetzt denken werden. Aber das werden sie sowieso nicht verstehen. Sie haben mich nie verstanden.

Ich wuchte meine vier Gepäckstücke in den Hausflur und schließe die Tür hinter mir.

~

„Du bist so stark, Fredi, so unerschütterlich, und ich bin so schwach“, hast du zu mir gesagt. Vor zwei Stunden am Ricklinger Beeke-Deich. Über uns ein grauer, bedeckter Himmel, durch den ein wenig die Sonne schimmerte. Wir warfen fahle Schatten auf den Weg vor uns. Die Weiden trugen schon ihre ersten aufgeplatzen Kätzchen. Eine Ah-



nung von Frühling. Der lange Winter, endlich vorbei. Ich dachte, wir hätten den Spaziergang gemacht, um uns zu versöhnen. Hattest du vor, dich von mir zu trennen, als du sagtest: Wir müssen reden?

„Vielleicht haben deine Eltern recht, wenn sie sagen, du hast einen Besseren verdient. Einen der auf zwei Beinen gehen kann. Einen, der so stark ist wie du. Der nicht in Selbstmitleid versinkt. Einen, mit dem du auf den Brocken wandern kannst. Oder auf die Zugspitze. Oder wo du sonst in deinem Leben noch überall hin willst. Ich bin doch nur ein Bremsklotz, und ein labiler dazu.“

„Wie kannst du so etwas sagen?“ Ich habe es fast geschrien. „Das kannst du doch nicht so meinen! Wir lieben uns doch!“

„Doch, das meine ich so. Glaub mir, es ist besser so.“

Du sagtest es so kalt, so unbeteiligt, so emotionslos, dass es mir eisig über den Rücken lief. Es ließ keinen Raum mehr für irgendwelche Einwände. Wir sagten nichts mehr. Ich konnte es nicht fassen. Ich konnte nichts denken. Ich konnte noch nicht einmal etwas fühlen. Es war, als ginge ich auf Watte, und deine Worte drangen kaum zu mir durch, alles war so unwirklich.

Schweigend gingen wir den Weg zurück. Als wir am Maschsee ankamen, unserem See, an dem wir so oft gemeinsam waren, hast du gefragt: „Wann gehst du zu deinen Eltern zurück?“

Ich schluckte. Klar, ich hatte gesagt, ich würde es tun, aber ich hatte irgendwie gehofft, es noch abwenden zu können.

„Wann du willst“, sagte ich mit belegter Stimme.

„Heute?“, setztest du nach.

„Wenn du es willst.“

„Ich bringe dich.“

„Wie großzügig von dir.“ Ich war direkt empört, das gab mir wieder etwas Energie. Aber es war keine gute Energie, es war nur ein kleines, verletztes, zynisches Aufbäumen in der Resignation.

Du hast mich gebracht. Du hast mir sogar geholfen, meine Sachen zu packen. Ich habe es zugelassen. Ich war außerstande zu widersprechen oder dich des Raumes zu verweisen. Nichts haben wir gesagt die ganze Zeit, jedenfalls nichts, das von Bedeutung gewesen wäre.

„Das Fahrrad kannst du dir ja später abholen, es steht ja vor der Tür“, sagtest du noch, als wir vor dem Haus meiner Eltern angekommen waren. Deine Stimme klang hohl.

„Ja.“ Mir war schlecht.

„Ich wünsche dir alles Gute.“ Warst du wirklich so abgeklärt?

„Ich dir auch“, hörte ich mich sagen.

Dann stieg ich aus, öffnete den Kofferraum, nahm mein Gepäck und ging.

~

Ich bin allein in meinem Zimmer. Im Grunde sieht es noch genauso aus, wie ich es vor vier Monaten verlassen habe. Nur leerer. Meine Mutter hat anscheinend regelmäßig gesaugt, jedenfalls ist nirgendwo Staub zu sehen. Kalt ist es hier. Ich stelle die Heizung an. Wann wird mir endlich warm?

Ich fühle nichts. Keine Wut, keine Trauer, keine Tränen sind in mir. Alles ist leer.

Ich öffne den Schrank. Die T-Shirts und Hemden, die damals schon länger nicht mehr getragen und deshalb zurückgelassen hatte, liegen noch da. Jetzt kommen die neueren Klamotten wieder obendrauf.

Ich packe meine Taschen und Rucksäcke aus, mechanisch, automatisch, taub. Nach einer Stunde sieht mein Zimmer wieder aus wie früher. Bewohnt. Nur dass jetzt eine andere Friederike darin wohnt. Ich heiße noch immer Friederike Sturm, und wenn ich nächsten Montag wieder in die Schule gehe, werden mich weiterhin alle Fredi nennen. Aber es wird sich anders anfühlen. Ich habe mich immer für stark gehalten. Stark genug für dich und für das, was zwischen uns war. Stark, gradlinig und unabhängig. Jetzt bin ich nur noch unabhängig, aber ich frage mich, ob ich das überhaupt sein will.

\* \* \*

Als Jana und ich gegen zwanzig Uhr das *Café Safran* betraten, war es dort gerammelt voll. Lediglich ein Zweiertisch neben einer halbhohen Brüstung aus dunklem Holz war noch frei.

„Es sind doch Sommer- und Semesterferien“, wunderte ich mich. „Ich hätte gedacht, dass Hannover wie leergefegt wäre.“

„Vielleicht fahren viele erst in der zweiten Woche weg“, mutmaßte Jana. „Egal. Nehmen wir den Tisch, bevor der auch noch besetzt ist?“

Wir setzten uns. Es war ziemlich eng, und wäre da nicht die kleine Brüstung gewesen, hätte man das Gefühl gehabt, mit den zwei Typen auf der anderen Seite am selben Tisch zu sitzen. Die beiden waren sicher ein bisschen älter als ich, Studenten vermutlich. Sie sahen sympathisch aus. Sie hatten ihre Jacken über die niedrigen Stuhllehnen gehängt und saßen in T-Shirts in der Kneipe. Der, der mir schräg gegenüber saß, hatte hellbraune, fast blonde Haare, einen dunk-

len Teint und dunkle Augen. Der andere war hellblond und trug eine Brille.

„Hallo“, sagten Jana und ich fast gleichzeitig zu ihnen – sie hatte wohl das gleiche gedacht wie ich.

Die beiden unterbrachen kurz ihr Gespräch und grüßten zurück. Es war nur ein kurzes gegenseitiges „Hallo“, begleitet von einem flüchtigen, höflichen Lächeln, aber während Jana und ich unsere Stühle zurechtrückten und die beiden jungen Männer ihre Unterhaltung wieder aufnahmen, wirkte dieser kurze Moment noch in mir nach. Das Lächeln meines Gegenübers – *dein* Lächeln – war zugleich unsicher und warm gewesen, in dieser einen Sekunde, und seine dunklen Augen hatten etwas Tiefgründiges. Diese kurze, alltägliche und eigentlich vollkommen oberflächliche Begegnung erschien mir so unmittelbar und direkt, dass ich für den Moment unfähig war, mit Jana ein Gespräch zu beginnen.

Als die Bedienung kam, bestellten wir einen Caipirinha und einen Tequila Sunrise. Jana sagte, dass ihr die Kneipe gefiele, und dann unterhielten wir uns über Hannover und sein Nachtleben. Ich verriet ihr, dass ich die Stadt eigentlich ganz gern mochte, obwohl sie ja als eher langweilig und provinziell verschrien war.

„Mit Hamburg kann man das Flair natürlich nicht vergleichen“, meinte Jana. „Aber es gibt hier – mal abgesehen von der Innenstadt – wirklich ganz nette Ecken.“

„Moment mal“, mischte sich da plötzlich einer der beiden jungen Männer vom Nachbartisch ein, „habe ich da gerade eben ‚Hamburg‘ gehört?“ Es war der Blonde, der neben mir saß.

„Ja, ich komme aus Hamburg“, antwortete Jana.

„Na, was für ein Zufall, ich auch. Studierst du auch hier?“

„Nein, in Münster. Ich bin hier nur bei meiner Freundin zu Besuch. Woher genau aus Hamburg kommst du denn?“

Es begann ein längeres Gespräch zwischen Jana und dem Blondem über Hamburg, während der mir schräg gegenüber sitzende Typ und ich schwiegen. Wir wechselten ein paar Blicke – er langweilte sich genauso wie ich. Die Art, wie er fast unmerklich, aber doch irgendwie klar erkennbar die Augen verdrehte, als sich das Gespräch um den dritten oder vierten besonders angesagten Club auf der Reeperbahn drehte, gefiel mir. Ich musste grinsen. Wir hatten noch immer nur dieses eine Wort gewechselt, doch ich hatte das Gefühl, dass ich mich gut mit ihm verstehen würde. Und ich gehöre nicht zu denen, die sich mit vielen Leuten auf Anhieb gut verstehen.

„Kennst du Hamburg näher?“, fragte ich ihn schließlich über das Gespräch der beiden anderen hinweg.

„Nur ein bisschen“, antwortete er. „Ich war ein paar Mal dort.“

„Ich war im letzten Frühling bei Jana zu Besuch“, sagte ich. „Die Stadt hat mir schon gefallen.“

„Jana – das ist deine Freundin?“

„Ja. Wir haben uns vor zwei Jahren auf einer Wanderfreizeit in Schottland kennen gelernt, und jetzt treffen wir uns manchmal in den Ferien. Morgen fliegen wir zusammen nach Manchester, um dann zwei Wochen durch Wales zu wandern.“

„Cool. Und du – wie heißt du?“

„Friederike. Aber alle nennen mich Fredi.“

„Ich bin Sascha. Und der Hamburgverliebte neben dir ist Max. Wir studieren zusammen und feiern gerade die letzte

Klausur dieses Semesters, die wir heute hinter uns gebracht haben.“

„Der Hamburgverliebte“, wiederholte Max spöttisch. „Du bist ja nur neidisch.“ Er blickte bedeutungsvoll zu Jana und mir herüber und fügte hinzu: „Er kommt nämlich aus einem winzigen Dorf bei Celle.“

„Ja, das war schon ein hartes Los, so ganz ohne Welthafen, Köhlbrandbrücke, Elbtunnel und Reeperbahn aufzuwachsen“, zitierte Sascha grinsend aus der Unterhaltung zwischen Jana und Max. Wir lachten.

So waren wir schnell in ein Gespräch zu viert vertieft. Ein Thema wechselte mühelos mit dem nächsten ab. Die beiden hatten eine Art von Humor, die mir sehr lag und die es mir leicht machte, auch selbst witzige Bemerkungen beizusteuern. Es war eine sehr warme und irgendwie vertraute Atmosphäre, und ich sog jede Minute des gemeinsamen Abends ein, so wie man nach einem langen Winter die erste Frühlingsluft einatmet. Sonst hatte ich oft Schwierigkeiten, Themen zu finden, die mich und meine Gesprächspartner gleichermaßen interessierten, und mein Humor traf selten den der anderen. An diesem Abend war alles anders – und ich wünschte, er würde nie zu Ende gehen.

Irgendwann kamen wir auf Gesellschaftsspiele zu sprechen, und wir entdeckten, dass wir alle vier gern spielten.

„In Münster gibt es Kneipen, die Gesellschaftsspiele haben“, meinte Jana. „Gibt’s so was hier vielleicht auch?“

„Im *Kuriosum*“, wusste Max. „Das ist nicht weit von hier, vielleicht zwanzig Minuten zu Fuß.“

„Für einen Hamburger kennst du dich aber gut aus hier.“ Ich lachte.

„Du musst wissen“, begann Sascha todernt, „für einen,

der aus der Fast-Zwei-Millionen-Weltmetropole Hamburg kommt, ist es doch ein Klacks, sich in einer Provinzhauptstadt wie Hannover zurechtzufinden. Da ist man sogar in der Lage, sich den Weg zu einer Kneipe zu merken, in der man wenige Tage zuvor schon einmal gewesen ist.“

„Ja, stimmt, das hatte ich nicht bedacht“, meinte ich. „Ich nehme meine Bewunderung sofort zurück.“

Alle lachten.

Ich genoss es.

„Langer Rede kurzer Sinn“, sagte Jana, nachdem wir uns beruhigt hatten, „wollen wir denn noch weiterziehen und sehen, was das *Kuriosum* uns an Spielen zu bieten hat?“

Wir wollten. Schnell leerten wir unsere Gläser und erhoben uns, um zum Tresen zu gehen und zu zahlen.

Das heißt – nur Jana, Max und ich erhoben uns. Ich sah es zunächst nur im Augenwinkel: Sascha bewegte seinen Stuhl nach hinten, drehte ihn irgendwie ungewöhnlich und fuhr dann vom Tisch weg. Er saß im Rollstuhl! Wegen der Tischplatte, der Brüstung und der Jacke, die er wie wir alle über die Rückenlehne gehängt hatte, war mir das vorher gar nicht aufgefallen. Ich hatte ja auch überhaupt nicht damit gerechnet und nicht weiter darauf geachtet.

Vermutlich hatte ich ein bisschen länger in Saschas Richtung geschaut, während wir noch die Stühle zurechtrückten und die Jacken anzogen, und wahrscheinlich stand mir die Überraschung ins Gesicht geschrieben. Auf dem Weg zur Theke begegneten sich Saschas und mein Blick.

Als wir dann ein paar Meter später aufeinander trafen, sagte Sascha: „Damit hattest du wohl nicht gerechnet, was?“

Er hatte mich durchschaut.

Ich antwortete nichts. Nacheinander zahlten wir am Tre-

sen. Anschließend verließen wir das *Café Safran*, wendeten uns nach rechts und begannen unseren Fußmarsch zum Kuriosum. Max und Jana gingen voran, und Sascha und ich folgten ihnen. Von der ausgelassenen Atmosphäre, die eben noch am Tisch geherrscht hatte, war plötzlich nichts mehr zu spüren. Jetzt zeigte sich doch wieder, dass ich im Smalltalk nicht gut war: Ich hatte keine Ahnung, wie ich ein Gespräch aufnehmen könnte. Aber auch Jana und Max sprachen nicht miteinander.

Ich dachte an Saschas letzte Worte im *Safran* zurück. „Damit hattest du wohl nicht gerechnet.“ Nein, wie auch, dachte ich, und eigentlich ärgerte ich mich über seine Bemerkung. Wer rechnete schon damit, dass jemand, den man zufällig in einer Kneipe kennenlernte, im Rollstuhl saß. Jemand, der ganz offensichtlich einen Sinn für Humor hatte. Jemand, den ich in den zwei Stunden, die wir uns jetzt kannten, sehr sympathisch gefunden hatte. Nicht, dass der Rollstuhl für mich etwas daran änderte. Aber diesen Ausdruck konnte ich nicht einordnen. Hatte das ein Witz sein sollen? Oder ein Vorwurf? Oder einfach nur eine Feststellung? Ich wusste es nicht.

Es war mir unangenehm, so lange schweigend neben ihm herzugehen, und da mir nichts Besseres einfiel, fragte ich schließlich: „Wie lange sitzt du schon im Rollstuhl?“

„Lass mich mal überlegen“, sagte er mit einem ironischen Grinsen, „seit heute Nachmittag, so gegen vier Uhr, glaube ich.“

Ich fand den Witz blöd und unpassend. Er wusste doch, wie die Frage gemeint war.

„Dass du nicht daran festgewachsen bist, habe ich mir schon gedacht“, antwortete ich – es klang vermutlich ein



wenig patzig. „Aber bitte, ich formuliere es gern für dich um: Brauchst du den Rollstuhl schon lange?“

„Tschuldigung“, sagte er. „Nimm’s nicht persönlich. Ich hab ’ne Schwäche für Kalauer. Um auf deine Frage zu antworten: Knapp anderthalb Jahre. Ein Unfall beim Bergsteigen während meiner Zivildienstzeit. Querschnittslähmung. Einmal nicht aufgepasst – bums – aus – vorbei.“

„Naja, vorbei ...“, wollte ich relativieren.

„Ich war vorher nicht gerade ein Stubenhocker. Da ist dann schon eine ganze Menge vorbei.“

Ich sagte nichts darauf. Ich konnte mir kein Urteil anmaßen, er hatte sicher recht. Schon damals fand ich: Er sah eigentlich sehr sportlich aus, trotz des Rollstuhls. Bestimmt hatte er vor seinem Unfall viel Sport getrieben. Ich mag athletische Körper, ich hatte mich schon im Safran von seiner schlanken und zugleich durchtrainierten Erscheinung angezogen gefühlt, jedenfalls von seinem Oberkörper, von dem Rollstuhl hatte ich da ja noch nichts gehant. Aber auch jetzt, wenn ich ihn so anschaute - und ich versuchte, das unauffällig zu tun - fand ich ihn in erster Linie sportlich und gutaussehend. Er saß zwar im Rollstuhl, aber seine Beine sahen ganz normal aus.

„Lass uns von was anderem reden“, sagte er mitten in meine Gedanken hinein. „Es gibt erfreulichere Themen.“

„Gut. Wo hast du Zivildienst gemacht?“ Meine Frage kam wie aus der Pistole geschossen, und ich sah ihn grinsen. Das Thema Zivildienst war in meinem Jahrgang natürlich gerade aktuell, da die Jungen in den letzten Monaten alle gemustert worden waren. Über die Hälfte von ihnen wollten den Wehrdienst verweigern.

„Das war ja mal ein schneller Themenwechsel“, sagte Sa-

scha anerkennend. „Oder vielmehr ein Versuch, wie du gleich merken wirst: Ich habe mir damals etwas ziemlich Außergewöhnliches gesucht, etwas, das meinem Hobby, dem Bergsteigen, möglichst nahe kam. Ich war in der Landschaftspflege tätig, in den Alpen bei Oberstdorf.“

„Was musstest du da machen?“

„Ich habe Wanderwege mit angelegt, Schutzhütten repariert, im Winter die Pfade präpariert, Wegmarkierungen erneuert ... all so was halt.“

„Cool. Das würde mir auch Spaß machen.“

„Das war auch toll. Erstens hat die Arbeit Spaß gemacht und zweitens war ich die ganze Zeit vor Ort und konnte öfter mal am Wochenende Touren machen.“

Ich hätte gern gewusst, wie der Unfall passiert war, aber er hatte ja ausdrücklich darum gebeten, das Thema zu wechseln. Daher fragte ich es nicht.

Wir gingen eine Weile still nebeneinander her, aber diesmal fand ich das Schweigen nicht so unangenehm. Jana und Max hatten offenbar inzwischen ein Gesprächsthema gefunden und unterhielten sich angeregt.

Im *Kuriosum* angekommen, entschieden wir uns für *Tabu*, da wir es uns als besonders interessant vorstellten, mit einem Partner zusammen zu spielen, den wir nicht weiter kannten, denn dann würden beim Erklären der Wörter sämtliche „Insider“ ausfallen.

Irgendwie war es sofort klar, wer ein Team bilden würde: Jana spielte mit Max und ich mit Sascha. Wie viel Spaß wir miteinander hatten! Ein ums andere Mal bogen wir uns vor Lachen über die Erklärungsversuche, dann wieder staunten wir über besonders geschickte Umschreibungen. Bemerk-

kenswert war, dass Sascha manchmal unglaublich rasch wusste, was ich meinte, obwohl ich erst wenige Worte gesagt hatte. Auch umgekehrt gelang es mir ungewöhnlich oft, seine Erklärungen schnell zu erraten. Es schien, als hätten wir eine sehr ähnliche Art, um die Ecke zu denken. Vermutlich deshalb gewannen wir mit deutlichem Vorsprung.

Es war erst kurz vor Mitternacht, als wir mit dem Spiel fertig waren. Als ich auf die Uhr sah, war ich erstaunt: Mir war der bisherige Abend viel länger vorgekommen, so intensiv und ausgefüllt war die Zeit gewesen. Aber ich hätte nichts dagegen gehabt, ihn noch weiter auszudehnen. Nie zuvor hatte mir ein Tabu-Spiel so viel Spaß gemacht. Und nie zuvor hatte ich mich in einer kleinen Gruppe so wohl gefühlt, so richtig am Platze wie heute. Ich mochte Max, und vor allem mochte ich Sascha. Die beiden Bemerkungen von vorhin hatte ich ihm mittlerweile verziehen; er hatte mir meine sicherlich unangemessen hitzige Antwort ja anscheinend auch nicht übel genommen. Vor ein paar Stunden erst waren wir einander begegnet, und doch war es, als würden wir uns schon lange kennen.

„Was ist, habt ihr noch Lust auf ein weiteres Spiel?“, fragte ich deshalb in die Runde.

Jana und Max meinten: „Ja, gern“, aber Sascha, der gerade das Spiel einpackte, hielt inne und sagte: „Ohne mich.“

„Warum?“, fragte ich. „Hat es dir keinen Spaß gemacht?“

Er schloss den Deckel der Spielepackung und sagte ohne aufzusehen: „Doch. Sehr sogar. Aber ich muss ... jetzt gehen.“

Etwas in seiner Stimme und Körpersprache war verändert. Aus Janas und Max' Gesichtern konnte ich lesen, dass auch sie den plötzlichen Stimmungsumschwung bemerkt

hatten. Max fand als erster seine Sprache wieder:

„Ja, schade. War nett, euch kennen gelernt zu haben, Mädels.“

„Ebenfalls“, entgegnete ich, und Jana nickte zustimmend: „Schade, dass ich nur noch bis morgen da bin, sonst könnten wir den Abend demnächst wiederholen.“

„Manches lässt sich nicht wiederholen“, sagte Sascha. „Es gibt so singuläre Ereignisse, da sollte man auch nicht versuchen, einen zweiten Teil aufzulegen.“

Darauf wusste niemand von den anderen etwas zu sagen. Sascha rollte vom Tisch ab. „Wie gesagt, ich muss los. Ich geh dann mal zahlen.“

Achselzuckend erhoben auch wir anderen drei uns.

Draußen vor der Tür der Kneipe standen wir nur noch kurz beisammen. Ein paar unbeholfene Worte des Abschieds, Beteuerungen, dass es ein wirklich schöner Abend war, und ein weiteres „Ich muss los“ von Sascha, dann gingen Max und er zur Straßenbahn, während Jana und ich zur Bushaltestelle aufbrachen.

Im Bus saßen wir eine Weile nebeneinander, ohne etwas zu sagen. Wahrscheinlich hing Jana noch genauso ihren Gedanken nach wie ich. Da hatten wir einen unglaublich schönen Abend miteinander verbracht, und nun waren wir einfach so auseinander gegangen. Wie absolut Sascha es ausgeschlossen hatte, sich noch mal zu treffen. Warum nur? Und warum hatte niemand widersprochen? Warum hatte ich nicht widersprochen? Ich war doch sonst nicht auf den Mund gefallen. Dabei hätte ich ihn wirklich gern wiedergesehen.

\* \* \*

Wir treffen uns nie wieder, habe ich damals gedacht, und bin mit Jana in den Urlaub gefahren. Ein Urlaub in Wanderklamotten, bei Wind und Wetter, mal Sonne, mal Regen, mal Nebel, mal Wolken, auf den Bergen leichter Wind und viel Ruhe. Den eigenen Atem hören beim anstrengenden Aufstieg, einen Fuß vor den anderen setzen, an nichts Besonderes denken. Langsam in den Tritt kommen, Höhenmeter um Höhenmeter gewinnen, die Anstrengung gar nicht mehr wirklich spüren. Sich an der eigenen Kraft und Kondition berauschen. Oben ankommen und die Aussicht genießen. Nur noch den Himmel über sich haben. Neben mir Jana, meine einzige Freundin.

Und in meinen Gedanken du. Ein singuläres Ereignis, ein singulärer Abend. Aber in den Urlaub habe ich dich mitgenommen. Sogar Jana hat manchmal von dir gesprochen.

„Stell dir mal vor“, sagte sie an einer nicht ganz ungefährlichen Stelle auf dem Abstieg vom Carnedd Llywelyn, „stell dir vor, wir würden hier abrutschen, weil wir so begeistert sind von der Aussicht. Wir könnten tot sein oder querschnittsgelähmt wie Sascha.“

Natürlich habe ich gerade das gleiche gedacht. Was war dir zum Verhängnis geworden? Die Aussicht? Leichtsinn? Übermut?

„Ja, vielleicht war es so bei Sascha“, meinte ich. „Einmal nicht aufgepasst – bums – aus – vorbei“, so hat er sich ausgedrückt. Aber dafür musst du nicht bergsteigen. Das kann dir im Straßenverkehr genauso passieren. Oder beim Kopfsprung in einen See.“

„Du siehst immer alles so nüchtern und abgeklärt“, beschwerte sich Jana. „Natürlich hast du recht. Aber trotzdem,

stell dir das doch mal vor: Nie wieder bergwandern zu können. Nie wieder hier oben langgehen, den leichten Wind und die Freiheit spüren, einen Gipfel erklimmen und die tolle Aussicht genießen. Das ist hart.“

„Ja, das ist verdammt hart“, pflichtete ich ihr bei. „Aber wir sind ja vorsichtig.“ Und dann suchte ich einen sicheren Tritt für meinen Fuß, hielt mich mit meinen Fingern an einer Felsnase fest und setzte souverän über. Ich wusste, wo man sich festhalten konnte und wo nicht. Ich sah, wo der Fuß Halt finden würde und wo ein Stein locker war. Ich würde nicht abrutschen. Aber das hast du bestimmt auch gedacht.

\* \* \*

„Du bist ja wieder da.“

Natürlich geht meine Mutter gleich nach oben, als sie aus der Praxis kommt. Wie früher, pünktlich um sechs Uhr. Sie steht in meiner Tür, die ich offen gelassen habe, damit sie gleich merkt, dass ich da bin, damit nicht ich auf sie zugehen muss.

„Ja“, sage ich nur.

„Schön“, sagt sie.

„Wie man's nimmt“, sage ich.

Sie schweigt eine Weile. Bestimmt will sie wissen, ob ich noch mit dir zusammen bin. Aber sie verkneift sich die Frage.

„Ja, dann, kommst du zum Abendessen?“, fragt sie stattdessen.

„Klar“, sage ich.

Sie bleibt noch eine kurze Zeit unschlüssig in der Tür stehen, dann geht sie weiter ins Bad, um sich den Praxisgeruch

abzuwaschen. Ich drehe mich auf meinem Schreibtischstuhl wieder um und starre auf die leere Schreibtischunterlage. Eine Landkarte ist darauf. Ich habe sie schon seit Jahren. Schon als ich ein kleines Kind war, hing eine Weltkarte über meinem Bett. Vielleicht mag ich deshalb so gern Geographie.

\* \* \*

Als ich wieder zurück war aus Wales, habe ich immer Ausschau gehalten nach Sascha, wenn ich durch Hannover ging oder fuhr. Er wäre mir bestimmt sofort aufgefallen, einen Rollstuhl übersieht man ja nicht so leicht. Aber ich hatte keinen Anhaltspunkt, wo ich ihn hätte treffen können. Die Uni hatte ja noch Semesterferien, und wo er wohnte, wusste ich nicht.

Die Schule begann, ohne dass ich ihn wieder irgendwo gesehen hätte. Doch er ging mir nicht aus dem Kopf. Meine Mitschüler waren alle so uninteressant. Sie glaubten von sich, die coolsten Dinge zu erleben – und folgten in Wirklichkeit nur Stereotypen. Sie standen in Grüppchen zusammen, als ich, wie üblich auf den letzten Drücker, den Kursraum betrat, und unterhielten sich über ihren Urlaub. Ibiza, Party, feiern, trinken. Ich sah sie vor mir, Sönke, Sabrina, Hannah und die anderen, wie sie am Strand lagen und sich schon mittags mit Sangria betranken. Wie sie immer alberner wurden und immer billigere Witze rissen. Wie sie bis spät in die Nacht Party machten und am Ende in wechselnden Paarungen „abstürzten“. Und wie ich, wäre ich mitgefahren, daneben gestanden hätte, halbwegs nüchtern, verständnislos; dabei, aber nicht zugehörig. Genauso stand ich jetzt dabei, was hätte ich auch sonst tun sollten, bis Sarken,

unser Englischlehrer, endlich kam.

„Na, Fredi, wieder wandern gewesen?“, fragte Sönke. Geheucheltes Interesse.

„Ja, klar, wie immer“, sagte ich knapp. „Wales – Snowdonia.“

„Klingt kalt“, meinte Sabrina.

„Mit Ibiza sicher nicht zu vergleichen, das stimmt.“

„Und, wie war’s?“, fragte Greta. Ich war überrascht, ihre Nachfrage klang tatsächlich interessiert.

Bewusst wählte ich aus, wovon ich kurz berichten wollte: „Wir haben einige Berge bestiegen und sind an ein paar schönen, einsamen Stränden vorbeigekommen. Goldene, menschenleere Sandstrände, eingefasst von Felsen, und du bist allein mit dem Meeresrauschen und dem Vogelgeschrei. Und abends waren wir oft in einem örtlichen Pub, wo wir teilweise echt lustige Leute kennen gelernt haben“.

„Hört sich gut an“, meinte Greta.

„War’s auch“, sagte ich.

Ich hätte sie fragen können, wo sie war. Nicht mit auf Ibiza, das wusste ich. Aber ein „Und? Wo warst du?“ wäre so platt gewesen. Und eigentlich interessierte es mich gar nicht.

Zum Glück kam Sarken in dem Moment. Die Gruppe löste sich auf, jeder setzte sich auf seinen vom letzten Jahr angestammten Platz. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier, bleibt am liebsten in seiner festgefahrenen Bahn.

Ich stellte überrascht fest, dass sich Greta auf den freigewordenen Platz neben mir setzte. Vor den Sommerferien hatte dort Jonathan gesessen, der allerdings wiederholen musste, weshalb ich eigentlich damit gerechnet hatte, dass der Platz frei bleiben würde. Greta war in der Mittelstufe



nicht in meiner Klasse gewesen, und so hatten wir uns zunächst kaum gekannt. Kurz vor den Sommerferien waren wir jedoch gemeinsam auf eine Studienreise in ein italienisches Künstlerdorf gefahren, an der der Kunst-Leistungskurs und einige weitere interessierte Schüler unseres Jahrgangs teilgenommen hatten. Dort hatten Greta und ich uns ein Zimmer geteilt, und so waren sie und ich und außerdem Leon und Stephan, die schon länger mit Greta befreundet waren, einander näher gekommen und hatten einige lustige Abende miteinander verbracht.

Vielleicht hätte ich sie doch fragen sollen, wo sie war.

„Der Platz ist doch frei, oder?“, fragte sie plötzlich irritiert.

„Jetzt nicht mehr“, sagte ich und grinste ein wenig.

Dann begann Sarken mit seinem Unterricht. Der Englisch-Leistungskurs ließ sich diesmal recht vielversprechend an: Im ersten Halbjahr sollten wir uns alle einen Roman aussuchen und diesen dann in einer Art Facharbeit interpretieren und in einem eine Schulstunde umfassenden Referat dem Kurs vorstellen. Herr Sarken stellte einige Buchtitel vor, und einer, *The fifth child* von Doris Lessing, sprach mich gleich an. Ich hatte Glück: Niemand anderes interessierte sich für dieses Buch, und so bekam ich den Zuschlag. Während einige andere noch überlegten, schweifte ich mit meinen Gedanken ab zu den einsamen Stränden, dem glitzernden Wasser und der kargen Bergwelt von Snowdonia.

~

Noch auf dem Rückweg von der Schule bestellte ich mir in der Stadt das englische Buch, das ich für den Leistungs-

kurs lesen und interpretieren musste. Sarkens Beschreibung des Inhalts hatte sehr vielversprechend geklungen. Zwei Tage später konnte ich das Buch abholen. Ich las es noch in derselben Nacht durch. Es war tatsächlich spannend, es fesselte mich, und der schreckliche, hoffnungslose Ausgang der Story bestürzte mich. In dem Buch ging es um eine glückliche Familie, die ein fünftes Kind bekommt, das jedoch irgendwie gestört oder behindert ist und das bisher harmonische Familienleben bedroht. Bis zur Selbstaufgabe versucht die Mutter, dem Kind zu helfen, es irgendwie „normal“ werden zu lassen, aber ihre Bemühungen sind erfolglos, die Familie zerbricht schließlich daran. Es war nur ein Buch, eine ausgedachte Geschichte, aber es war eins von denen, in denen man versinken kann, das man mit geweiteten Augen liest und das noch lange in einem nachlebt, auch wenn man es schon längst zu Ende gelesen hat. Oder vielleicht sollte ich sagen: Es war eins von denen, in denen *ich* versinken konnte, das *ich* mit geweiteten Augen las und das in *mir* noch lange nachlebte, auch als ich es schon längst zu Ende gelesen hatte. Denn darüber, ob es auch anderen bei diesem Buch so gehen würde, konnte ich keine Aussage treffen. Dafür hatte ich schon zu oft erlebt, dass ich anders tickte als die meisten, mit denen ich zu tun hatte.

\* \* \*

Abendessen mit meinen Eltern. Festgefahrene Rituale, wie schon seit Jahren. Todlangweilig und beklemmend, besonders seit Thomas weg ist. Diesmal statt der üblichen Fragen Schweigen. Was sollen sie mich auch fragen? Und was soll ich sagen?

Das Essen schmeckt mir nicht. Ich würge eine Scheibe

Brot hinunter. Nach jedem Bissen trinke ich etwas Mineralwasser, damit ich ihn überhaupt schlucken kann.

„Du isst ja kaum etwas“, sorgt sich meine Mutter.

„Keinen Appetit“, sage ich.

„Was machst du am Abend?“, will sie wissen. „Guckst du mit uns den Tatort im Dritten?“

Als ob ich den in den letzten Jahren jemals mit ihnen geguckt hätte. Vielleicht will sie einfach Kontakt herstellen, vielleicht ist es ein Versuch, für mich da zu sein. Dabei ist es ihr nie gelungen, für mich da zu sein. Warum sollte sie es also jetzt versuchen?

Nach dem Essen gehe ich hoch in mein Zimmer. Ich mache nichts. Sitze einfach nur da auf meinem Bett. Die Beine angewinkelt, den Rücken an der Wand. Es ist nicht bequem; die Wand ist hart und kalt. Ich starre ins Zimmer, ohne wirklich etwas zu sehen. Ich kann jetzt kein Buch lesen, womit hätte ich dessen Inhalt aufnehmen sollen? Ich kann keine Musik hören. Musik hört man, um sich ihr hinzugeben. Man bewegt sich dazu, man singt mit, man lässt sich von ihr berühren. Aber was gibt es in mir zu berühren? Du hast mich berührt wie niemals jemand oder etwas zuvor. Du hast mein Leben farbig gemacht, reich, lebendig. Du hast mir gezeigt, wie stark man fühlen kann.

Aber jetzt fühle ich einfach nichts.

\* \* \*

Der zweite Sonntag nach Schulbeginn und der erste im September. Meine Eltern tranken gerade Kaffee und fanden es unerhört, dass ich der Mahlzeit nicht beiwohnte, aber ich hatte es zu Hause einfach nicht mehr ausgehalten. Ohne Thomas, der schon lange nicht mehr regelmäßig am Wochenende nach Hause kam, war es zu Hause öde, still und

leer. Der Sonntagskaffee, bei dem immer die gleichen Gespräche geführt wurden, hatte bei mir schon seit jeher eine Art innere Unruhe und den unbedingten Drang nach draußen zu gehen hervorgerufen.

Nun saß ich am Maschsee, Hannovers etwa 3 km langem, in den dreißiger Jahren künstlich angelegten See. Gerade hatte ich ihn umrundet, laufend, eine neue persönliche Bestzeit aufgestellt. Ich genoss die spätsommerliche Abendsonne, die noch so wärmte, dass ich trotz schweißnassen T-Shirts nicht fröstelte.

Eine Viertelstunde hatte ich bestimmt so dagesessen auf einer der Baumwurzeln am östlichen Ufer und die Szenerie auf mich wirken lassen. Enten und Schwäne, das glitzernde Wasser. Die Opti-Segelboote, deren Segel, von hinten angestrahlt, orange leuchteten. Die Ruderboote, deren Mannschaften ihre Ruder im Takt in das Wasser stachen. Die Boote der „Maschsee-Flotte“, die am nahen Anlegesteg halt machten und ihre Gäste von Bord ließen. Das gegenüberliegende Ufer mit den Häusern der ansässigen Wassersportvereine und den kleinen Bootsstegen. Ja, dachte ich, es ist fast wie an der See. Wie Urlaub, für ein, zwei Stunden. Einfach mal die Seele baumeln lassen, kein langweiliges Gespräch führen müssen, frei sein. Sich verausgaben, die warme Sommerluft einatmen und das Salz auf der Haut spüren. Und das mitten in der Stadt, knapp zwanzig Laufminuten vom Haus meiner Eltern entfernt.

Die Sonne schien mir ins Gesicht, und ich genoss die Musik, die sehr laut aus meinen Kopfhörern kam und mich in eine träumerische Stimmung versetzte. Nichts und niemand konnte mir diesen Moment nehmen, ein Moment völliger Ruhe und innerer Zufriedenheit. Keiner der Jogger, keiner

der Inline-Skater und keiner der Spaziergänger, die in lockerer Folge dicht hinter meinem Rücken liefen, fuhren oder gingen.

Irgendwann wurde mir kalt, sehr plötzlich. Ich sprang auf, um nach Hause zu joggen, drehte mich dabei um und wollte sofort zum ersten Laufschrift ansetzen, doch ein Hindernis war plötzlich im Weg und brachte mich jäh zu Fall. Mit dem Knie war ich an etwas Hartes, Unnachgiebiges gestoßen, und ich verlor das Gleichgewicht.

Für einen Moment lag ich auf dem Asphalt, doch ich war anscheinend nicht ernsthaft verletzt. Ich setzte mich auf und blickte mich um. Ein junger Mann im Rollstuhl stand – oder saß vielmehr – direkt neben mir und machte ein betroffenes Gesicht. Und dieser junge Mann war Sascha.

„Entschuldigung“, formten seine Lippen. Und dann, grinsend: „Hallo Fredi.“

Ich nahm die Kopfhörer aus den Ohren und stellte die Musik aus. „Hallo Sascha“, sagte ich, etwas irritiert.

„Entschuldigung“, wiederholte er. „Ich habe nicht gesehen, dass du losläufst.“

„Schon gut“, meinte ich. „Man sollte ja vielleicht auch nicht unter Ausschaltung sämtlicher Sinne einfach drauflosrennen. Ich war wohl zu sehr in Gedanken.“

„Ist dir was passiert?“ Er sah besorgt aus.

Ich untersuchte meine Knie. Das linke Knie schmerzte und war etwas aufgeschürft, aber nur die oberste Hautschicht. Es blutete nicht. „Ich glaube nicht. Wird vielleicht einen blauen Fleck geben.“

„Hm. Dann geht’s ja.“

Wir schwiegen eine Weile. Noch immer saß ich auf dem Weg und stand Sascha einen knappen Meter von mir ent-

fernt. Kalt war mir vorerst nicht mehr, nach diesem Schrecken. Was für ein Zufall, dass ich ausgerechnet mit ihm zusammenstoßen musste. Mit ihm, über den ich während der Ferien immer wieder nachgedacht und mich gefragt hatte, warum er so plötzlich hatte aufbrechen wollen oder müssen. Er war mit Abstand die interessanteste Person, die ich jemals kennen gelernt hatte.

Er trug Jeans und T-Shirt und hatte eine Adidas-Trainingsjacke auf dem Schoß liegen. Wieder fand ich, dass er sportlich aussah.

Ich stand auf und belastete vorsichtig mein Knie in verschiedenen Stellungen. Es schien keinen schwerwiegenden Schaden genommen zu haben. Vorsichtig ging ich ein paar Schritte umher. Es tat weh, aber nicht allzu sehr.

„Ich hoffe, dein tägliches Lauftraining ist nicht gefährdet durch unseren Zusammenprall“, sagte er vorsichtig. Ich hatte es nur kurz bei einer Erklärung im Tabu-Spiel erwähnt, dass ich regelmäßig um den Maschsee joggte, aber er hatte es sich gemerkt.

„Es geht schon wieder“, meinte ich. „Und, was machst du hier?“

„Ich?“ Er fragte es, als käme die Frage für ihn völlig überraschend. „Ich ... äh ... bin öfter hier, wenn das Wetter schön ist. Frische Luft schnappen, ein bisschen Sonne tanken.“

„Und stellst dich genau hinter mich, um auf den See zu blicken?“

„Nein“, sagte er grinsend. „Aber mich dir von vorn zu nähern, um dich anzusprechen, war mir nicht so gut möglich, und auf mein ziemlich lautes ‚Hallo Fredi‘ hast du ja auch nicht reagiert. Wer ahnt denn schon, dass du einfach so auf-

springst, wenn man gerade überlegt, ob man sich dir durch ein vorsichtiges Antippen auf die Schulter bemerkbar machen soll.“

„Ach so.“ Ich blickte hinüber zu der Baumwurzel, auf der ich gesessen hatte. Davor fiel das Ufer ziemlich steil zum See hinab. Dahinter trennte ein halber Meter harter Sandboden meinen ehemaligen Sitzplatz vom Weg. Er hatte mich also gesehen und mich ansprechen wollen. Ob er bewusst nach mir Ausschau gehalten hatte? Vielleicht sogar extra meinetwegen öfter zum Maschsee gekommen war? Ich hätte es gern gewusst, aber das konnte ich ihn ja wohl kaum fragen. Ich für meinen Teil jedenfalls freute mich über das unverhoffte Wiedersehen. Ich hatte durchaus Interesse daran, etwas Zeit mit ihm zu verbringen, und überlegte noch, wie ich das anstellen könnte, als er mir zuvorkam und sagte:

„Drüben im Biergarten wird ein Tisch frei. Kommst du mit? Ich lade dich ein – als Entschädigung gewissermaßen.“

Ich war sofort einverstanden.

Der Biergarten lag direkt am Maschseeufer. Am Rand war tatsächlich gerade ein Tisch frei geworden, und ich folgte Sascha dorthin. Er blieb neben dem Tisch stehen und stellte geschickt einen der Stühle beiseite; dann nahmen wir Platz.

„Was möchtest du trinken?“, fragte er.

„Eine Apfelschorle“, antwortete ich.

Dann schwiegen wir wieder.

„Schon witzig, dass wir uns auf diese Weise wieder treffen“, meinte ich schließlich.

„Ja, stimmt“, pflichtete er mir bei. „Wohnst du hier in der Nähe?“

„Ja, in Waldheim, knapp zwanzig Laufminuten von hier. Und du?“

„In der Geibelstraße, etwa zehn Minuten von hier.“

„Dann war es ja gar nicht mal so unwahrscheinlich, dass wir uns noch mal über den Weg laufen“, meinte ich.

„Oder dem anderen im Weg stehen“, grinste Sascha. Ich mochte sein Grinsen, es war verschmitzt und ein wenig schüchtern zugleich; das war mir schon im Café Safran aufgefallen.

Die Bedienung kam, und Sascha bestellte eine Apfelschorle und eine Cola. Als die Kellnerin unsere Bestellung aufgenommen hatte, fragte Sascha: „Machst du noch anderen Sport außer Joggen?“

„Ja, ich spiele Handball. Schon seit ich zehn bin. Dieses Jahr bin ich mit meiner Mannschaft in die Oberliga Niedersachsen aufgestiegen.“

„Das habe ich mir gedacht, dass du viel Sport treibst“, meinte Sascha. „Du bist ein sportlicher Typ. Der Spitzname Fredi passt zu dir.“

„Aha.“ Er spielte vermutlich auf meine Kurzhaarfrisur und meinen nicht sehr weiblichen Kleidungsstil an. Ich hätte gern gewusst, ob ihm das gefiel.

„Das war als Kompliment gemeint“, sagte er, und es klang ehrlich.

„Du machst doch bestimmt auch Sport, oder?“, fragte ich ihn. Es war eine völlig ernst gemeinte Frage; erst vor kurzem hatte ich ein Rollstuhlbasketball-Match gesehen, als ich mit meiner Handballmannschaft bei einem Auswärtsspiel gewesen war. Direkt vor unserem Punktspiel hatte das Spiel stattgefunden; und während wir uns am Rand warmliefen, hatten wir ein bisschen zugeschaut. Es war ein rasanter und ästhetischer Sport.

Er lachte kurz auf. „Ich? Sport? Bist du blind?“, fragte er



und deutete mit den Daumen auf seine Beine.

„Muss wohl“, entgegnete ich. „Schließlich bin ich vorhin voll in dich hineingerannt.“

Er blickte mich überrascht an. „Du bist ...“, begann er, hielt dann aber inne. Sein Gesicht spiegelte Verwirrung und Unglauben zugleich wider. Es vergingen nur Bruchteile von Sekunden, während derer er mich und ich ihn ansah, einfach nur ansah, aber wir schauten uns direkt in die Augen, und ich verspürte ein sehr schönes, aufregendes und zugleich innere Ruhe ausströmendes Gefühl. „... sehr schlagfertig“, setzte Sascha seinen Satz schließlich fort.

Ich sagte nichts darauf. Schlagfertig war ich schon immer gewesen, aber nicht immer traf ich den richtigen Ton.

Die Bedienung brachte unsere Getränke. Sascha zahlte. Die Apfelschorle tat gut; ich hatte langsam Durst bekommen. Die folgende Unterhaltung wurde eher von Sascha in Gang gehalten als von mir.

„Was studierst du eigentlich?“, fragte er mich.

„Ich gehe noch zur Schule.“

„Ach, tatsächlich? Das hätte ich nicht gedacht.“

„Ein Jahr noch, dann habe ich’s endlich hinter mir.“

„Gehst du nicht gern zur Schule?“

„Nein. Bist du gern zur Schule gegangen?“

Er überlegte nur kurz. „Meistens schon. Der Unterricht war okay, und mit den Leuten war es einfach nett.“

„Ich finde den Unterricht meistens sterbenslangweilig“, sagte ich, und erst hinterher fiel mir auf, wie abfällig es klang. Etwas leiser und ruhiger fügte ich hinzu: „Und mit den meisten Leuten kann ich eigentlich nicht viel anfangen.“

Er ging auf meine Äußerung nicht weiter ein. „Und was willst du nach der Schule machen?“ fragte er nur.

„Geographie studieren.“

„Geographie hat mich auch immer sehr interessiert. Ich hatte einen tollen Erdkundelehrer in der Oberstufe und wollte es eigentlich studieren.“

„Aber Mathematik interessiert dich mehr“, schloss ich. Dass er und Max seit einem Jahr Mathematik mit Studienrichtung Informatik studierten, wusste ich von unserem gemeinsamen Abend im Safran.

Er zuckte mit den Achseln. „Eigentlich nicht. Ich kann es nur gut.“

„Warum studierst du es dann?“ Ich hatte noch nie verstehen können, warum so viele Leute so oft nicht das taten, wozu sie wirklich Lust hatten.

„Schon mal einen Rollstuhlfahrer auf Geländeexkursion gesehen?“, fragte er aggressiv zurück.

„Entschuldigung“, beeilte ich mich zu sagen. „An die Exkursionen habe ich gerade nicht gedacht.“

„Schon gut.“

Sascha trank aus seinem Colaglas und blickte anschließend Richtung Maschsee. Dort glitzerte die Spätnachmittagssonne auf der kaum bewegten Wasseroberfläche. Die Vögel, die sich gerade in Schwärmen auf dem See niedergelassen hatten, hoben sich wie schwarze Silhouetten gegen das orange leuchtende Wasser ab.

„Ich mag den Maschsee“, durchbrach ich die Stille zwischen uns. „Ein Stück Natur, mitten in der Stadt.“

Er sah mich mit leicht zusammengekniffenen Augen an und nickte. „Fast wie Urlaub“, sagte er dann.

Ich grinste, fand es aber zu albern, zu sagen, dass ich vor-

hin genau das gleiche gedacht hatte. Ich trank von meiner Apfelschorle. Sie war sehr kalt; zudem verschwand die Sonne langsam hinter den Bäumen. Ich begann jetzt doch wieder zu frösteln.

„Hier, nimm meine Jacke“, sagte Sascha plötzlich, noch ehe ich etwas hatte verlauten lassen, und reichte mir seine Trainingsjacke über den Tisch. Er musste ein aufmerksamer Beobachter sein.

Ich fand es irgendwie merkwürdig, seine Jacke anzuziehen, wo wir uns doch kaum kannten, aber ich nahm dankbar an.

Die Jacke wärmte schnell und roch angenehm.

„Machst du noch was anderes außer Joggen und Handball?“, fragte Sascha.

„Fahrradfahren, Bergwandern ...“, begann ich aufzuzählen.

„Du bist wirklich ein sportlicher Typ. Und sonst?“

„Lesen, Zeichnen und Fotografieren. Und du?“

„Ich lese und zeichne auch gern. Früher ... habe ich auch viel Sport gemacht.“

Ich hätte ihn gern gefragt, was für einen Sport er früher getrieben hatte, aber ich hatte nicht den Eindruck, dass er darüber sprechen wollte. Bevor ich länger darüber nachdenken konnte, fragte er auch schon:

„Was zeichnest du denn so?“

„Verschiedenes. Meistens Bleistift, Kreide oder Aquarell. Wozu ich gerade Lust habe. Der Kunst-LK und einige weitere interessierte Schüler waren vor den Sommerferien auf einer Studienreise in einem italienischen Künstlerdorf. Das war übrigens mal eine echt gelungene schulische Aktion. Nächste Woche auf dem Schulfest haben wir eine Ausstel-

lung von den Bildern. Ich freue mich sogar darauf, obwohl mein Bruder Thomas nicht kommen kann. Der studiert nämlich in Kiel.“

„Aber deine Eltern kommen.“

„Die interessieren sich nur für die ‚ernsthaften‘ Fächer. Außerdem sind beide Ärzte und haben sowieso nie Zeit. Aber du kannst ja kommen, wenn du willst.“

Ich hatte es nur so dahingesagt und erwartete nicht, dass er tatsächlich Interesse zeigen würde.

„Wann und wo?“, fragte er zu meiner Überraschung.

„Nächsten Donnerstag, ab fünfzehn Uhr, bei uns im Gymnasium. Wenn gutes Wetter ist, stellen wir draußen auf dem Gelände aus. Ansonsten im Kunsttrakt.“

„Welches Gymnasium?“

Ich nannte es ihm, und er sagte: „Ich werde kommen.“

Er sagte nicht: „Vielleicht“ oder „Mal sehen“, wie es sonst so ziemlich jeder gesagt hätte. Und dann wahrscheinlich nicht gekommen wäre.

„Ich freue mich“, sagte ich und musste unweigerlich lächeln. Er lächelte zurück, bevor er nach seinem Glas griff und den letzten Rest Cola trank.

Mir war inzwischen trotz der Jacke kalt geworden, und ich erhob mich, um mich zu verabschieden.

Ich kannte ihn kaum, auch nach diesem Nachmittag, aber als ich ihm seine Jacke zurückgab, spürte ich plötzlich ein seltsames Gefühl der Vertrautheit.

„Danke noch mal für die Jacke“, sagte ich etwas verlegen. „Und für die Einladung“.

„Gern geschehen. Bis Donnerstag.“ Er rollte vom Tisch ab.

„Ja, bis Donnerstag.“

Ich war mir sicher, dass er kommen würde.

\* \* \*

Die letzten Tage der Osterferien ziehen sich elend lange hin. Jana ist in Frankreich, Greta noch mit ihren Eltern im Urlaub, Thomas in Kiel. Ich habe mehrmals versucht, dich anzurufen. Ich war vor deinem Haus und habe das Fahrrad geholt. Ich habe immer wieder bei dir geklingelt, aber du bist nicht an die Gegensprechanlage gekommen. Ich habe sogar versucht, dir einen Brief zu schreiben, aber ich habe kein Wort zu Papier gebracht. Stundenlang habe ich vor dem weißen Blatt gesessen. Was soll ich dir auch schreiben? Bitte, Sascha, es tut mir leid? Bitte, lass es uns noch einmal versuchen? Ich hatte nicht den Eindruck, dass du das willst. Ein singuläres Ereignis sollte unser Spieleabend im Kuriosum sein. Es war dann doch keins. Aber genauso absolut hast du jetzt unsere Beziehung beendet. Du lässt mir keinen Raum. Ich habe keine Wahl. Ich bin deiner Entscheidung ausgeliefert.

Ich fühle mich so kraftlos wie nie.

\* \* \*

Wie beschwingt ich nach unserer Begegnung am Maschsee war! Für Englisch steckte ich von Dienstag auf Mittwoch sogar ein gewisses Maß an Energie in die Hausaufgaben. Wir mussten einen schwierigen Text gliedern. Anders als sonst nahm ich mir tatsächlich etwas mehr Zeit zwischen Abendbrot und dem Handballtraining und beschäftigte mich etwa eine halbe Stunde lang intensiv mit dem bereits in der Schule gelesenen und besprochenen Text. Am Mittwochmorgen las ich – ausnahmsweise freiwillig – meine ausgefeilte Gliederung dem Leistungskurs und Herrn Sarken

Sabine Nagel ■ Zu dünnes Eis (Leseprobe) ■ Nürnberg 2011 37

*Vervielfältigung der Datei und Weitergabe an Dritte nur in ausdrücklichem Einvernehmen mit der Autorin. Kontakt über Kontaktformular auf s-ng.de*

vor.

„*Excellent*“, war Sarkens Kommentar. „*You must have been spending hours for doing this.*“

„*No, I haven't*“, entgegnete ich. „*Just half an hour between supper and handball training.*“

Sarkens Blick war eindeutig. Er glaubte mir kein Wort. Milde lächelnd meinte er: „*Friederike, it's okay to work hard for school. And I'm very pleased to see that you are becoming ambitious by now.*“

„Wenn Sie die Absicht hatten, jeglichen aufkeimenden Ehrgeiz zu ersticken, so wäre Ihnen das beinahe gelungen“, wechselte ich wütend ins Deutsche. „Aber zum Glück kann ich Ihnen sagen: Ich hab's nicht für Sie gemacht. Ich hatte gestern bloß gute Laune und es ging mir einfach so von der Hand, und sollte das zufällig noch mal vorkommen, werde ich es wieder tun.“

Es verschaffte mir eine gewisse Genugtuung zu sehen, dass Sarken für einen kurzen Moment nicht wusste, wie er die Oberhand behalten sollte. Nach kurzem Zögern ließ er schließlich Nadja die nächste Gliederung vorlesen. Am Ende der Stunde verließ Sarken ohne einen weiteren Kommentar in meine Richtung den Kursraum. Vielleicht hatte er sich selbst eingestehen müssen, dass ich recht hatte.

Niemand aus dem Kurs sprach mich auf diese Auseinandersetzung an. Wahrscheinlich fanden sie meine Antwort patzig und wussten nicht so recht, ob meine Zeitangabe der Wahrheit entsprochen hatte. Mir war es egal. Sollten sie doch denken, was sie wollten. Ich hatte mein Verhalten noch nie danach ausgerichtet, was meine Mitschüler darüber dachten oder denken könnten. Ich konnte guten Gewissens von mir behaupten, dass ich mich noch nie irgend-

einem Gruppendruck angepasst hatte.

Ich ging mit Greta auf den Schulhof, wo wir uns zu Stephan und Leon aus dem Kunst-Leistungskurs gesellten.

„Dem Sarken hast du’s aber ordentlich gegeben“, meinte Greta dann doch, als wir mit Leon und Stephan auf dem Schulhof zusammenstanden. „Er wusste gar nicht, was er antworten sollte!“

„Ist doch wahr“, entgegnete ich, noch immer innerlich aufgebracht. „Der mit seinem Möchtegern-Psychologie-Getue. *„I’m very pleased to see that you are becoming ambitious by now’*, dass ich nicht lache!“

„Aber du hast doch nicht wirklich nur eine halbe Stunde dafür gebraucht, oder?“, fragte Greta.

„Doch. Warum sollte ich lügen?“

„Nicht schlecht“, meinte Greta, und ich hatte das Gefühl, dass in ihrer Stimme echte Anerkennung mitschwang.

„Worum geht’s denn überhaupt?“, wollte Leon wissen.

„Ach, ist doch egal“, wiegelte ich ab. „Lasst uns von was anderem reden.“

„Okay“, sagte Greta. „Was haltet ihr davon, am Samstag ins Kino zu gehen?“

~

Ich konnte es kaum erwarten, bis das Schulfest begann. Während ich mit Greta meine Schicht abarbeitete und hin und wieder einen interessierten Besucher durch unsere Ausstellung führte, hielt ich nebenbei Ausschau nach Sasha. Ich war mir doch so sicher gewesen, dass er kommen würde! Aber wo blieb er dann?

„Alles klar bei dir, Fredi?“, fragte Greta kurz vor Ende un-

serer Schicht.

„Ja, wieso?“

„Ich weiß nicht, du wirkst irgendwie ungeduldig. Wartest du auf irgendwas?“

Ich zuckte mit den Achseln. Was war, wenn er doch nicht käme? Diese Blöße würde ich mir wohl kaum geben. Lügen wollte ich allerdings auch nicht. Während ich noch überlegte, was ich antworten sollte, kam er. Ganz plötzlich stand er vor uns mit seinem etwas unsicheren Lächeln, das ich so mochte. Er hatte eine helle Jeans an und ein Polohemd mit breiten weißen und hellblauen Streifen. Das ließ seinen Teint noch dunkler aussehen und seinen Oberkörper sehr athletisch.

„Hallo Fredi“, grüßte er.

„Hallo Sascha“, sagte ich. „Das ist Greta – Greta, das ist Sascha.“

„Hallo“, sagte er mit einem leichten Grinsen zu Greta, und dann, zu mir: „Na, dann mal los. Ich bin gespannt auf eure Bilder!“

Wir ließen Greta wohl etwas perplex zurück, aber ich war ganz froh, auf diese Weise um eine Erklärung drum herum zu kommen. Ich zeigte Sascha alle ausgestellten Bilder, und er sah sie sehr interessiert und offenbar fachkundig an. Ihm gefielen auch einige der Bilder besonders, die ich gezeichnet hatte.

Er verbrachte mehr Zeit in der Ausstellung als jeder andere Besucher, den ich vorher begleitet hatte.

„Nicht schlecht“, meinte er am Ende. „Ich muss sagen, du hast wirklich einen guten Blick und kannst das Wesentliche eines Motivs gut herausarbeiten.“

„Danke“, sagte ich. „Du kennst dich anscheinend gut mit



dem Malen und Zeichnen aus.“

„Wie gesagt, ich zeichne auch gern – und viel. Meine Freizeitmöglichkeiten sind seit dem Unfall ja etwas beschränkt.“ Diesmal wirkte sein Grinsen eher unbeholfen.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Das lag nicht nur an seiner letzten Bemerkung, sondern auch daran, dass wir am Ende der Ausstellung angekommen waren. Was würde jetzt geschehen? Ich wollte nicht, dass er schon ging.

„Hast du noch Lust, den Rest des Schulfestes zu besuchen?“, fragte ich schließlich. „Es gibt noch ein paar andere schöne Dinge zu sehen.“

„Ja, gern. Wenn du mich begleitest?“

„Ich hatte nicht vor, dich allein loszuschicken.“

Wir verbrachten den ganzen restlichen Nachmittag auf dem Schulfest. Wir besuchten ein paar Ausstellungen, sahen uns eine Tanzvorführung an, machten bei einem Ratespiel und beim Dosenwerfen mit und gingen schließlich ins Café der 10b. Normalerweise wäre ich nie freiwillig so lange geblieben, aber jetzt fand ich, das Fest könne gar nicht lange genug dauern. Nie zuvor hatte ich jemanden gekannt, mit dem ich mich so angeregt unterhalten konnte und mit dem zusammen ich so viel lachen musste. Es war einfach schön, mit Sascha zusammen zu sein, selbst, wenn wir mal eine Zeitlang einfach nur schwiegen. Aber natürlich kam er, der Moment, an dem das Schulfest endete. Im Café und überall an den anderen Ständen begannen die Aufräumarbeiten, und das Gelände leerte sich.

„Musst du gar nicht mit aufräumen?“, fragte Sascha.

„Nein, ich habe mit aufgebaut. Wir haben verschiedene Schichten eingeteilt.“

„Tja, dann ... Es war ein schöner Nachmittag.“

„Fand ich auch. Sehen wir uns mal wieder?“

„Wenn du willst?“

„Hätte ich sonst gefragt?“

„Was schlägst du vor?“

„Wir könnten uns morgen auf dem Oktoberfest treffen, was trinken und anschließend das Eröffnungsfeuerwerk ansehen, wenn du Lust hast.“

Er wirkte einen Moment lang unschlüssig. „Gut“, sagte er dann. „Wann und wo?“

„Um halb neun am Gilde-Tor?“

„Welches ist das?“

„Das ist der Haupteingang, an der Bruchmeisterallee.“ Ich kannte den Treffpunkt, weil Greta, Leon, Stephan und ich uns dort im vergangenen Juni zum Schützenfest verabredet hatten.

„Ich werd's schon finden.“ Sascha schien plötzlich verändert, fast ein bisschen missmutig, ähnlich wie an dem Abend im *Kuriosum*. Er rollte vom Tisch ab. „Lass uns aufbrechen. Wir sind die letzten Gäste.“

Ich erhob mich, und wir verließen die Schule. Keiner von uns sagte etwas. Vor dem Parkplatz blieben wir stehen.

„Ich bin mit dem Auto“, sagte Sascha. „Soll ich dich mitnehmen?“

„Danke, das ist nicht nötig. Ich bin mit dem Fahrrad hier.“

„Ach so.“

Wir schwiegen erneut, und es war ein unangenehmes Schweigen. Schließlich sagte ich:

„Also dann, bis morgen.“

„Ja. Halb neun, am Gilde-Tor.“

Er sah mich kurz an und setzte dann seinen Rollstuhl in Bewegung, in Richtung Parkplatz, während ich den entge-

gengesetzten Weg zu den Fahrradständern einschlug.

~

„Du bist gestern ja gar nicht mehr wiedergekommen“, empfing mich Greta in der großen Pause auf dem Schulhof. Ich hatte eine Doppelstunde Erdkunde-Leistungskurs hinter mir, sie ihren Deutsch-Leistungskurs. „Wer war denn dieser Typ im Rollstuhl?“

Dieser Typ im Rollstuhl. Was für eine oberflächliche und einseitige Bezeichnung!

„Er heißt Sascha“, sagte ich verärgert, und mit Nachdruck: „Und ich mag ihn.“

„Oh. Entschuldigung. Ich korrigiere: Wer war denn der gutaussehende junge Mann, der plötzlich an unserem Stand erschien und dich anschließend mit Beschlag belegt hat?“

Ich konnte nicht anders, ich musste grinsen.

„Der gutaussehende junge Mann, der plötzlich an unserem Stand erschien, heißt Sascha“, sagte ich. „Und, ja, wir waren dann noch bis zum Ende zusammen auf dem Schulfest.“

„... sagt die, die am Anfang der Woche noch gemeint hat, dass sie bestimmt nicht länger bleiben wird als nötig!“

„Die Definition von ‚nötig‘ musst du da aber schon mir überlassen.“

Jetzt grinste Greta. Dann fragte sie: „Wie hast du ihn denn kennen gelernt?“

„Interessiert es dich wirklich?“

„Ja, sicher. Sonst würde ich nicht fragen.“

„Zufällig, im Café Safran“, begann ich und erzählte kurz von dem Abend am Anfang der Sommerferien, dem Zu-

sammenstoß am Maschsee, unserem Gespräch im Biergarten und davon, dass wir uns am Abend auf dem Oktoberfest wiedersehen würden.

„Auf dem Oktoberfest“, wiederholte Greta. „Wie spannend für einen Rollstuhlfahrer.“

Schlagartig wurde mir klar, warum die Stimmung am gestrigen Spätnachmittag so plötzlich umgeschlagen war. Darüber hatte ich gar nicht nachgedacht. Schließlich waren Greta, Leon, Stephan und ich auch nicht in jedes Fahrgeschäft gerannt; dazu waren diese viel zu teuer. Mir war es mehr um die Atmosphäre gegangen und um das Feuerwerk. Ich hatte Sascha wahrscheinlich ziemlich unter Zugzwang gesetzt.

„Wir wollen was trinken und das Feuerwerk ansehen“, verteidigte ich mich dennoch.

„Naja, warum nicht“, meinte Greta.

\* \* \*

Ich bin zum Englischunterricht diesmal noch knapper gekommen als sonst, zeitgleich mit Sarken, und habe mich stumm auf meinen Platz gesetzt. Naja, nicht ganz, ein kleines „Hallo“ habe ich schon zu Greta gesagt. Gut, dass keine Zeit bleibt, um sich gegenseitig nach den Osterferien zu erkundigen.

Der Unterricht läuft an mir vorbei. Nur halb nehme ich wahr, was geschieht, und ich beteilige mich nicht. Ich muss immer noch an dich denken, Sascha. Wir waren nur ein halbes Jahr zusammen, aber es kommt mir viel länger vor. Und gleichzeitig erinnere ich mich an unsere ersten Begegnungen, als wären sie gerade gestern gewesen. Ich habe mich so lebendig gefühlt mit dir. Du gehst mir nicht aus dem Kopf.

Ich weiß, das muss anders werden, aber wie?

In der Pause bleibt Greta noch bei mir, obwohl ich extra langsam meine Sachen einpacke.

„Bist du nicht mit Leon und Stephan verabredet?“, frage ich sie.

„Doch. Aber ich warte auf dich.“

„Brauchst du nicht.“

„Doch.“

Mehr sagt sie nicht, aber ich spüre genau: Sie hat bemerkt, dass es mir nicht gut geht. Sie will für mich da sein. Sie ist für mich da. Sie ist so ein warmherziger Mensch.

Sie schweigt, bis ich fertig bin, und wir verlassen zusammen den Raum. Auf dem Schulhof gehen wir nicht dorthin, wo Stephan und Leon vermutlich auf uns warten. Greta schlägt einen anderen Weg ein; ich folge ihr willenlos.

„Sascha hat dich verlassen, stimmt's?“, fragt sie.

„Ja“, kann ich nur antworten.

„Das tut mir leid für dich.“ Sie legt mir einen Arm um die Schulter. Das hat sie noch nie gemacht, das hat noch nie eine Mitschülerin bei mir gemacht.

Sie sagt sonst nichts, ist einfach nur da. Spürt sie, dass mir die Tränen kämen, wenn sie weiter fragen würde? Wenn ich irgendetwas sagen müsste?

Wir setzen uns nebeneinander auf die Sitzbank am Hügel. Um uns herum tobt das Leben. Es ist später April. Die Sonne scheint. Sie wärmt uns. Der Frühling ist gekommen. Endlich.

„Wohnst du wieder bei deinen Eltern?“, fragt Greta, als die Pause fast vorbei ist.

„Ja.“

„Und? Habt ihr euch vertragen?“

Ich schüttele den Kopf. „Wir leben in einem Haus. Mehr nicht.“

Sie antwortet nichts. Was hätte sie auch antworten sollen? Sie weiß, dass es keine Worte gibt, die helfen können.

Ich halte mein Gesicht in die Sonne und blinzele ein wenig.

Es klingelt.

Greta und ich erheben uns. Ich habe jetzt Erdkunde, sie Deutsch. Wir gehen zusammen nach oben, bis sich unsere Wege kurz vor den Kursräumen trennen.

\* \* \*

Wir zwei auf dem Oktoberfest. Ein lauer Spätsommerabend. Viele fröhliche Leute, lachende Gruppen, kreisende Menschen in den Fahrgeschäften. Der Geruch von Popcorn und Bratwurst. Wir fanden einen Platz in der Nähe einer Musikbühne. Von einer etwaigen Missstimmung bei Sascha war nichts zu spüren. Im Gegenteil, er wirkte auf mich besonders gut gelaunt. Wir lauschten der Band, einer Cover-Band, die ganz gut war, und entdeckten, dass wir einen ähnlichen Musikgeschmack hatten. Manchmal sagten wir auch einige Minuten lang nichts, aber selbst das Schweigen mit ihm war schön. Irgendwann machte die Band eine Pause, und er schlug vor:

„Lass uns langsam zu einem Ort aufbrechen, von wo aus wir das Feuerwerk gut sehen können. Nicht dass wir am Ende mitten im Gedränge stehen und ich überhaupt nichts sehen kann außer ein paar Quadratmetern Himmel direkt über mir.“

Ich war einverstanden. Wir gingen durch die Gassen, die links und rechts von Fressständen, Fahrgeschäften und sonstigen Buden gesäumt waren. Es war ziemlich voll, aber nicht so sehr, dass Gedränge geherrscht hätte. Insgeheim

hielt ich Ausschau nach einer Attraktion, die rollstuhlge-  
recht war, aber selbst Angebote wie das Geisterhaus oder  
das Spiegelkabinett erwiesen sich als absolut ungeeignet. Ich  
beobachtete Sascha von der Seite, um in seiner Miene er-  
kennen zu können, wie es ihm dabei ging, während er an  
den vielen Fahrgeschäften und kleineren Buden vorbeiroll-  
te, deren Benutzung ihm sämtlich versagt blieb. Er hatte  
wieder denselben Gesichtsausdruck wie am Vortag, als ich  
vorgeschlagen hatte, uns auf dem Oktoberfest zu treffen.

„Wir könnten Lose kaufen“, meinte ich schließlich, als  
wir an dem fünften oder sechsten Losstand vorbeikamen.

„Ist ja spannend“, sagte er mit deutlich bissigem Unterton.  
Ich fragte mich, ob er meine Gedanken lesen konnte, oder  
er auch dasselbe gedacht hatte, denn ich hatte meine Ge-  
dankengänge der letzten Minuten nicht mit ihm geteilt.

„War ja nur ein Vorschlag“, verteidigte ich mich.

„Danke, abgelehnt“, unterbrach er mich gereizt. „Ich  
brauche kein Kindermädchen, das mir Vorschläge macht,  
wie ich mich auf einem Jahrmarkt amüsieren könnte.“

„Kindermädchen?“, wiederholte ich. „Ich dachte eigent-  
lich nicht, dass ich dein Kindermädchen wäre. Aber gut,  
wenn du das so siehst, dann können wir uns das Feuerwerk  
auch sparen. Kleine Kinder müssen nämlich um diese Zeit  
längst im Bett sein.“ Ich war wütend, und wie immer, wenn  
ich in einen Streit geriet, schlagfertig, aber unbeherrscht.

Er schwieg. Sekunden lang, die mir wie eine Ewigkeit  
vorkamen, rollte er geradeaus weiter und blickte stur nach  
vorn. Gerade, als ich zu überlegen anfing, ob ich überhaupt  
weiter neben ihm hergehen sollte, stoppte er seinen Roll-  
stuhl und sagte: „Entschuldigung.“

Nur dieses eine Wort sagte er, dann schwieg er wieder. Er

sah mich die ganze Zeit an, während er auf eine Antwort von mir wartete.

Ich brauchte eine Zeit, um zu antworten. Alles hatte ich erwartet, aber nicht dies: Dass er einfach „Entschuldigung“ sagen würde und sonst nichts. Er hätte sich erklären können, er hätte mir auch weitere Vorwürfe machen können, ja, er hätte auch beleidigt davonfahren können, doch er entschuldigte sich einfach. Wofür eigentlich? Dafür, dass er mir unterstellt hatte, mich als sein Kindermädchen zu fühlen? Für seine plötzliche Aggressivität?

„Angenommen“, sagte ich schließlich.

„Hast du trotzdem noch Lust auf das Feuerwerk?“, wollte er wissen.

„Deswegen sind wir doch eigentlich hier, oder?“

„Außerdem ist das mal eine wirklich rollstuhlgerechte Attraktion“, sagte er mit einem Grinsen – ein bisschen unsicher und zugleich ein bisschen verschmitzt.

Wir fanden noch einen guten Platz und konnten das Feuerwerk in seiner ganzen Pracht bewundern. Während wir es betrachteten, kreisten meine Gedanken noch immer um den Streit, den wir gehabt und dann auf so überraschend einfache Weise überwunden hatten. Trotz der angespannten Situation hatte Sascha eine ordentliche Portion Humor bewiesen, und damit hatte sich auch der letzte schale Nachgeschmack der Auseinandersetzung in Luft aufgelöst.

Mehrere Male sah ich ihn verstohlen von der Seite an. Die weißen Streifen auf den Ärmeln seiner dunkelblauen Trainingsjacke leuchteten je nach Farbe der Feuerwerksraketen auf, und auch sein Gesicht reflektierte den Schein der platzenden Feuerwerkskörper. Er guckte ernst, in sich



versunken, den Blick zum Feuerwerk gerichtet. Ich mochte ihn gern ansehen, und ich mochte ihn gern leiden.

Nach dem Feuerwerk brachen alle auf. Ohne dass wir uns darüber verständigt hätten, folgten wir dem Menschenstrom, bis wir das Gelände verlassen hatten.

„Mein Auto parkt dort drüben“, sagte Sascha mit einer Kopfbewegung in Richtung Stadion. „Bist du wieder mit dem Rad?“

Ich schüttelte den Kopf. „Mit dem Bus.“

„Soll ich dich nach Hause bringen? Der Umweg macht mir nichts aus.“

„Ja, danke, gern.“

Er setzte seinen Rollstuhl in Bewegung, und ich folgte ihm. Wir steuerten auf einen dunkelblauen Golf zu, der auf einem Behindertenparkplatz stand.

„Hier ist es.“ Sascha rollte zur Fahrertür. „Warte bitte noch mit dem Einsteigen. Ich muss erst den Rollstuhl hinter dem Beifahrersitz verstauen.“

„Kein Problem. Soll ich dir helfen?“

„Ich mache es sonst auch allein.“

Während er das sagte, hatte er schon die Fahrertür geöffnet und hievte sich vom Rollstuhl auf den Fahrersitz. Alles ging sehr schnell. Mit Hilfe seiner Arme hob er seine Beine unter das Lenkrad; dann baute er die Rollstuhlräder ab und verstaute sie hinter dem Beifahrersitz. Der restliche Teil des Rollstuhls kam auf den Rücksitz. Schließlich schob er den nach vorn gekippten Beifahrersitz zurück; dann konnte ich einsteigen.

Als ich neben Sascha Platz genommen und die Beifahrertür geschlossen hatte, sah er mich unsicher von der Seite an.

„Was denkst du?“

„Was soll ich denken?“ fragte ich zurück. „Dass du das alles sehr schnell kannst.“

„Du hast mich beobachtet.“

„Sollte ich weggucken? Du *wolltest* doch, dass ich mit dir fahre.“

Die Innenraumbeleuchtung blendete langsam aus. Nun saßen wir im Dunkeln; nur die Straßenlaterne, die fast über uns war, leuchtete noch ins Auto und setzte Saschas Körper und Gesicht in fahles Licht. Er blieb bewegungslos sitzen.

„Schon in Ordnung“, meinte er schließlich. „All diese Dinge lernt man während der Reha. Es ist nichts Besonderes, es so schnell zu können. Nicht, wenn man sportlich ist – war.“

Ich sagte nichts. Erneut hätte ich ihn gern gefragt, was für einen Sport er vor dem Unfall getrieben hatte, aber ich wusste wieder nicht, ob er darüber sprechen wollte.

„Wie bedienst du Gaspedal und Bremse?“, fragte ich stattdessen nach einer Weile.

Sascha schaltete die Innenraumbeleuchtung wieder ein.

„Ich zeig’s dir“, sagte er, und dann erklärte er mir das Handgas. Neben der Handbremse war eine Art Hebel angebracht. Durch Drehung des Hebels konnte man Gas geben, drückte man ihn nach vorn, bremste das Auto.

„Man kann die Verbindung des Hebels mit den Pedalen ganz leicht abbauen, dann könntest auch du mit dem Auto fahren. – Hast du einen Führerschein?“

„Ja. Aber ich habe kein Auto.“

„Hier in Hannover kommt man ja auch gut ohne aus.“

„Stimmt.“

Dann startete Sascha den Wagen sanft. Die Innenraumbeleuchtung erlosch, und wir fuhren los.

Er brachte mich bis vor die Haustür.

„Hier wohne ich“, sagte ich. „Nummer 10. Danke fürs Bringen.“

„Keine Ursache. Hab’ ich gern gemacht.“

Wir sahen uns kurz an. Er lächelte, dann sah er wieder geradeaus. Auch ich wandte meinen Blick nach vorn. Keiner von uns sagte etwas. Sollten wir jetzt einfach so auseinander gehen? Ich wollte ihn gern wieder sehen, aber wir hatten bisher nichts vereinbart. War er auch an einem erneuten Treffen interessiert? Das letzte Mal hatte ich die Initiative ergriffen.

Nichts geschah. Wir saßen nun bestimmt schon bald eine Minute schweigend nebeneinander.

„Also dann“, sagte ich schließlich, „werd’ ich mich mal in Richtung Bett begeben.“ Ich machte Anstalten, das Auto zu verlassen.

Ich hatte schon die Autotür geöffnet und ein Bein auf die Erde gesetzt, da endlich sagte er:

„Warte. Wann und wo sehen wir uns wieder?“

Ich hob mein Bein wieder in den Fußraum und schloss die Autotür. „Wann und wo du willst. Diesmal schlägst du was vor.“

„Warum? Auf dem Oktoberfest war es doch ganz nett.“

„Ich bestehe darauf.“

Er überlegte eine Weile. Schließlich fragte er: „Gehen wir abends in die Kneipe? Ins Pinndopp zum Beispiel?“

„Einverstanden.“

„Am Mittwoch um acht vor dem Eingang?“

„In Ordnung.“ Ich öffnete die Tür und stieg aus. Dann beugte ich mich noch mal ins Auto hinein und sagte: „Bis dann!“

„Bis dann! Schlaf gut!“ Er lächelte.

„Werde ich“, lächelte ich zurück. Ich schloss die Beifahrertür.

Ich sah Sascha noch nach, bis er um die Ecke gebogen war, dann ging ich zur Haustür.

~

„Wie war’s auf dem Oktoberfest?“ Greta war anscheinend wirklich interessiert. Wir warteten gerade auf den Einlass für den Film, den wir uns ausgesucht hatten.

„Gut. Wir haben uns nicht gelangweilt.“

„Schön.“

„Du warst auf dem Oktoberfest?“, schaltete sich Stephan ein. „Mit wem?“

„Mit dem Rollstuhlfahrer, der auf unserer Ausstellung war“, antwortete Greta, bevor ich überhaupt zu einer Antwort angesetzt hatte.

„*Er – heißt – Sascha*“, sagte ich überdeutlich. „Soll ich dir mal einen Merktzettel schreiben, für den Fall, dass du mal wieder das Bedürfnis hast, über ihn zu sprechen?“

Greta machte ein erstauntes Gesicht. „Mensch, Fredi. Sei doch nicht so empfindlich!“

„Kinder, vertragt euch wieder“, rief uns Leon zur Räson. „Greta hat es bestimmt nicht so gemeint. Mit dem Namen hätten wir schließlich nichts anfangen können.“

Er hatte recht, und sofort bedauerte ich meine Reaktion. Natürlich war sie übertrieben gewesen. Ich war einfach zu impulsiv. Ich dachte an den gestrigen Abend und nahm mir ein Beispiel an Sascha. „Entschuldigung“, sagte ich, und sonst nichts.

„Schon in Ordnung“, sagte Greta freundlich. Ich konnte froh sein, dass sie so ein verträglicher und gutmütiger Mensch war.

Später, als wir schon im Kino saßen und die Werbung bereits begonnen hatte, sprach mich Greta noch einmal an: „Du magst ihn sehr, oder?“

Ich wusste sofort, wen sie meinte.

„Ich glaube, er ist ein bisschen schwierig.“ Ich zuckte mit den Schultern. „Aber, ja, ich mag ihn.“

\* \* \*

Greta kümmert sich wirklich sehr lieb um mich, jetzt, wo du nicht mehr da bist. Sie versteht mich, ohne viele Worte zu machen.

„Wenn du jemanden zum Reden brauchst, ich bin da“, sagt sie, als wir uns am Ende des Schultages voneinander verabschieden.

„Danke“, sage ich. „Im Moment kann ich einfach noch nicht reden.“

„Ja, aber wenn.“

„Danke.“ Mehr bringe ich nicht heraus.

Sie schaut mich an, bevor wir auseinander gehen, Wärme liegt in ihrem Blick. Anscheinend mag sie mich wirklich.

Ich kann nicht über dich reden, es geht einfach nicht. Nicht mit Greta und schon gar nicht mit meinen Eltern. Ich weiß, meine Mutter sorgt sich um mich. Sie hat sich noch nie um mich gesorgt. Höchstens darum, dass ich mal wieder nicht ihren Ansprüchen genügen könnte. Dass ich nie in den richtigen Klamotten herumliefe. Dass ich nie das nette, adrette Mädchen war, das sie sich immer gewünscht hat. Jetzt geht es mir zum ersten Mal in meinem Leben schlecht. Aber

ihr kann ich mich nicht öffnen. Sie wollte doch, dass das mit dir und mir nichts für immer ist. Die Tochter mit einem behinderten Freund! Unvorstellbar. Sie wollte dich noch nicht einmal kennen lernen. Wären sie und mein Vater nicht so ignorant gewesen, wäre alles anders gekommen, und wir wären jetzt noch zusammen.

In mir schnürt sich alles zusammen, wenn ich an dich denke. Und doch denke ich immer an dich, ohne Pause. Es tut so weh. Wann hört das auf?

\* \* \*

„Willst du heute Abend schon wieder weg?“, fragte meine Mutter, als ich am Mittwochabend aufbrach, um ins *Pinndopp* zu fahren. „Freitag Oktoberfest, Samstag Kino, Sonntag das Handballspiel, Dienstag Handballtraining – wo willst du denn nun schon wieder hin?“

„Ich bin verabredet“, sagte ich. „Im *Pinndopp*.“

„Hast du auch genug für die Schule getan? Du kannst doch nicht fast jeden Abend unterwegs sein! Als Thomas damals in die dreizehnte Klasse gekommen war, war er nicht jeden Abend weg, sondern hat fleißig für die Schule gelernt.“

Das war ja mal wieder typisch. Thomas hielt immer als leuchtendes Beispiel her, ständig hielten meine Eltern mir vor, dass er viel braver war, angepasster, fleißiger, höflicher. Als wäre es je mein Ziel gewesen, so zu sein wie er! Ich ging meinen eigenen Weg, traf meine eigenen Entscheidungen, ließ mir von niemandem reinreden, und das war auch gut so. „Ja, weil ihr ihn gezwungen habt und er sich hat zwingen lassen“, gab ich zurück. „Keine Sorge, ich teile mir meine Zeit schon sinnvoll ein. Und jetzt muss ich wirklich los.“

Ich öffnete die Haustür und ging. Einfach so, kühl, ruhig, unaufgeregt. Überlegen. Meine Mutter blieb im Flur zurück und regte sich wahrscheinlich mal wieder maßlos auf, dass ich sie nicht in meine Pläne einweihte. Thomas hatte immer alles genau erzählt und damit die Neugier meiner Eltern befriedigt, ich dagegen war schon als Kind eigensinnig und eher eigenbrötlerisch gewesen.

Wenig später kam ich am *Pinndopp* an. Ich hatte extra den Bus genommen, damit ich „ja“ sagen konnte, wenn Sascha mir wieder anbieten würde, mich nach Hause zu fahren.

Er war schon da, als ich mich dem Eingang zum *Pinndopp* näherte. Während ich auf ihn zuing, spürte ich eine unbändige Freude in mir, und ich konnte nicht anders, als ihn anzulächeln. Er lächelte zurück.

„Hallo“, sagte er, als wir nur noch wenige Meter auseinander waren.

„Hallo“, erwiderte ich. „Schön dich zu sehen.“

Es entsprach voll und ganz der Wahrheit. Wir sahen einander an, erst lächelnd, dann grinsend. Stumm und gleichzeitig voller ungesagter Worte.

Ich räusperte mich. „Gehen wir rein?“

„Ja.“

Ich setzte mich wieder in Bewegung und hielt Sascha die schwere Eingangstür auf. Er fuhr hindurch und links am Tresen vorbei, wo es viele ebenerdige Tische gab. Doch alle waren besetzt. Rechts vom Tresen gab es einen Durchgang zu weiteren Tischen, doch um dorthin zu gelangen, musste man zwei kleine Stufen überwinden.

„Setzen wir uns nach draußen?“, fragte Sascha.

„Hinten ist noch was frei, das habe ich von draußen gesehen“, meinte ich. Ich war nicht warm genug angezogen, ich hätte draußen sicher gefroren.

„Du weißt aber schon, dass ich im Rollstuhl sitze und keine Treppen steigen kann?“ Sein Ton war merklich aggressiv.

„Du weißt aber schon, dass ich viel Sport mache und nicht gerade ein Schwächling bin?“, entgegnete ich.

„Okay, okay“, lenkte er ein. „Du bist sicher, dass da was frei ist?“

„Wenn wir hier nicht noch länger herumstehen, dann schon.“

„Also gut. Ich erklär’ dir, wie du mir helfen kannst, ohne dich zu verheben.“

Wir bewegten uns zu dem Durchgang mit den zwei Stufen. Sascha fuhr rückwärts an die unterste Stufe heran und erklärte mir, wie ich ihn am Querbügel der Rückenlehne des Rollstuhls die Stufen hochziehen sollte. Er kippte den Rollstuhl leicht nach hinten und ich zog ihn die Stufen hoch. Es war ziemlich anstrengend, obwohl er mithalf, indem er die Räder mitdrehte. Aber ich ließ mir nichts anmerken, und wir überwandten die zwei Stufen schnell.

Saschas Rollstuhl anzufassen kam mir vor wie eine intime Berührung. Als ihn hochzog, war ich mit meinem Kopf nahe an seinem, und sein wunderbarer Geruch stieg mir in die Nase. Ich dachte daran, wie er mir seine Jacke geliehen hatte und wie mein T-Shirt am Abend immer noch ein wenig nach ihm gerochen hatte.

Ganz hinten bei den Billardtischen und Dart-Scheiben waren noch Plätze frei, und wir setzen uns.

„Lernt man das auch in der Rehaklinik?“, fragte ich.



„Was?“

„Jemandem zu erklären, wie er einem die Stufen hoch hilft. Es klang nicht so, als hättest du es zum ersten Mal erklärt.“

„Klar lernt man das. Da lernst du alles, was du draußen brauchst, um zurechtzukommen. Du wirst gar nicht eher entlassen.“

Die Bedienung kam, nahm unsere Bestellung auf und ging wieder. Ich hatte Saschas Äußerung noch im Ohr. Draußen – was für ein merkwürdiger Ausdruck, ich hätte ihn eher mit einer Entlassung aus dem Gefängnis in Verbindung gebracht.

„Wieso ‚draußen‘?“, fragte ich schließlich, obwohl eigentlich schon viel zu viel Zeit vergangen war.

Sascha sah mich fragend an.

„Du sagtest eben, du hättest in der Reha alles gelernt, was man draußen braucht. Bei dem Wort ‚draußen‘ musste ich sofort an eine Gefängnisentlassung denken. War es so schlimm in der Reha?“

„Nein, es ist eher umgekehrt. Die Rehaklinik ist so etwas wie ein Schonraum. Und die Patienten sind eine sehr spezielle, eingeschworene Gemeinschaft. Natürlich will jeder einerseits die Reha mit ihren anstrengenden Trainings und Therapien so schnell wie möglich verlassen, aber andererseits weißt du auch: Die Welt außerhalb ist viel härter, voller Hindernisse, Unwägbarkeiten und Unsicherheiten. Es ist ja nun wirklich nicht so, dass man nach der Reha in sein altes Leben zurückkehren würde.“

„Auch nicht teilweise?“, wollte ich wissen. „Ich meine, man hat doch noch seine Familie, seine Freunde, man ist doch noch derselbe Mensch, oder?“

Er schüttelte langsam den Kopf, dann sagte er: „Nein, das ist man nicht.“

„Wieso nicht?“

Er antwortete nicht. Ein paar Sekunden verstrichen, dann kam plötzlich die Bedienung und brachte unsere Getränke.

Sascha hob sein Glas. „Prost.“

„Prost.“ Auch ich hob mein Glas. „Auf diesen Abend.“

„Ja. Auf diesen Abend.“ Er lächelte nicht.

Wir stießen an und sahen einander dabei in die Augen. Es war nur ein kurzer Moment, aber doch ein schöner. Dann tranken wir beide und stellten fast synchron die Gläser ab.

„Warum ist man nicht mehr derselbe Mensch?“, nahm ich den Gesprächsfaden wieder auf.

„Da könnte ich jetzt den ganzen Abend reden, und du würdest es wahrscheinlich doch nicht verstehen.“ Er sagte es mit einem leichten Grinsen um die Mundwinkel, aber seine Augen sprachen eine andere Sprache.

Ich dachte, es würde ihm vielleicht helfen, darüber zu reden. Woher wollte er wissen, dass ich ihn nicht verstehen würde?

„Wir könnten es zumindest versuchen“, bot ich an. „Du könntest mir erzählen, was du vor deinem Unfall so gemacht hast. Was du für Hobbys hattest, was dir wichtig war, wie du so warst.“

Seine Augen wurden plötzlich schmal, und auch seine Körperhaltung veränderte sich: Er saß jetzt sehr aufrecht, die Hände an den Greifrädern des Rollstuhls, fast so, als wollte er jederzeit bereit sein, die Flucht zu ergreifen. Noch nie hatte ich jemandem eine Verkrampfung deutlicher ansehen können.

„Nein.“ Beinahe hätte es feindselig geklungen, wenn da

nicht gleichzeitig so viel Schmerz in seiner Stimme, in diesem einen Wort mitgeschwungen wäre.

„Schon okay“, beeilte ich mich zu sagen. „Wechseln wir das Thema.“

Er rang sich ein Grinsen ab. „Gute Idee. Lass mir etwas Zeit damit, ja?“

Lass mir etwas Zeit. Er schien daran interessiert zu sein – oder es vorauszusetzen –, dass wir uns öfter sehen würden. Unwillkürlich musste ich lächeln, als mir diese Erkenntnis kam. „Gut“, sagte ich.

Ein neues Gesprächsthema herbeizuzaubern, gelang uns beiden nicht. Wir sahen von Ferne den Billardspielern zu und schwiegen. Beide Tische waren besetzt, einer mit jüngeren Leuten, wahrscheinlich Oberstufenschülern, und einer vermutlich mit Studenten. Wir konnten aber von unserer Position nur sehr unzureichend den Spielverlauf beobachten, und so war es ziemlich langweilig, die beiden Spielrunden zu verfolgen. Schließlich fragte ich:

„Kannst du Billard spielen?“

„Eigentlich schon. Aber im Rollstuhl bin ich zu klein dafür.“

„Und Darts?“

„Das müsste gehen.“

„Hast du Lust?“

Sekunden lang, die ewig erschienen, reagierte Sascha überhaupt nicht, saß regungslos da.

„Meinetwegen“, sagte er dann leise. „Früher war ich mal sehr gut darin.“

„Ich kann es nicht besonders gut“, meinte ich.

Alle drei Dart-Scheiben waren frei, und so konnten wir sofort loslegen. Unser Spiel wurde sehr unterhaltsam. Wir

spielten „301“, ein Spiel, bei dem von 301 runter gezählt wurde und man am Ende genau 0 erreichen musste. Das erste Spiel gewann ich, aber es war mehr Zufall. Ich konnte nicht wirklich auf eine bestimmte Zahl zielen, und so war es Glück, dass ich am Ende passend traf. Sascha dagegen wurde immer besser und gewann das zweite und das dritte Spiel. Und das, obwohl er von einem viel tieferen Punkt aus werfen musste als ich.

„Woher kannst du das so gut?“, fragte ich ihn.

„Mein Freund Markus hatte eine Dart-Scheibe im Keller. Wir haben oft gespielt.“

„Das merkt man. Du bist mir haushoch überlegen.“

„Gehen wir an unseren Tisch zurück?“

„Hast du keine Lust mehr?“

„Du bist halt keine echte Herausforderung für mich.“ Jetzt war da kein Schmerz mehr in seinem Grinsen.

„Haha“, machte ich und boxte ihn scherzhaft am Oberarm.

„Hey!“, protestierte er. „Meine Arme brauche ich noch!“

Wir gingen zurück zum Tisch und unterhielten uns noch eine Weile. Die unbehagliche Stimmung von vorhin war verflogen. Sascha hatte seinen Humor wiedergefunden, und es mangelte uns plötzlich auch nicht mehr an Gesprächsthemen. Wir sprachen unter anderem über das Zeichnen. Sascha wollte wissen, ob ich außer denen von der Ausstellung noch andere Bilder hätte.

„Ja, in einer Sammelmappe habe ich noch einige Zeichnungen“, antwortete ich. „Aber nicht so viele. In letzter Zeit fotografiere ich mehr.“

„Hast du Lust, einmal meine Wohnung zu sehen? Ich könnte dir auch meine Zeichnungen zeigen. Und du könn-

test deine Sammelmappe mitbringen.“

„Gern. Morgen um drei?“

„Ja, gut. Ich habe fast immer Zeit.“

„Abgemacht. Wo wohnst du denn genau?“

Er nannte mir seine Adresse. Dann blies ich zum Aufbruch. Ich musste am nächsten Morgen eine Klausur schreiben und wollte nicht allzu unausgeschlafen sein. Wie ich erhofft hatte, bot Sascha mir an, mich nach Hause zu fahren.

Wir gingen zu seinem Auto, das an der nahen Tankstelle parkte. Wie beim letzten Mal wartete ich vor dem Auto, bis Sascha den Rollstuhl verstaut hatte, und stieg dann ein.

Als Sascha den Zündschlüssel drehte, ertönte plötzlich laute Musik aus dem Autoradio: *Supertramp*. Schnell drehte er etwas leiser und sagte: „Das habe ich auf der Hinfahrt gehört. Ist eine Best-of-CD von *Supertramp*. Hast du was dagegen, wenn wir sie an lassen?“

„Im Gegenteil“, antwortete ich. „Ich mag *Supertramp* sehr. Am besten finde ich *A Soapbox Opera* und *School*, und du?“

Statt einer Antwort drückte Sascha ein paar Mal auf die Skip-Taste des CD-Players und drehte die Lautstärke wieder auf. Nach wenigen Sekunden erklangen die ersten Töne von *School* – eine Mundharmonika, etwas verzerrt gespielt, an das Thema von *Spiel mir das Lied vom Tod* erinnernd, und im Hintergrund leise Kinderstimmen. Sascha sah mich an, mit einem breiten Grinsen. Dann fuhr er sanft an, und das Auto verließ das Tankstellengelände.

Während der Fahrt sprachen wir nicht miteinander. Wir hörten beide der Musik zu und gaben uns ihr hin. Ich kannte den Text auswendig und sang innerlich mit, während ich dabei meinen eigenen Gedanken nachhing. In dem Lied

geht es darum, wie die Erwachsenen den Schulkindern ihre Regeln aufzwingen, ihnen kaum mehr Freiheiten lassen, nur zu ihrem Besten natürlich, damit sie zu vernünftigen und klugen Erwachsenen werden. Der Songtext sprach mir aus der Seele, hatte mir schon immer aus der Seele gesprochen, seit ich soviel Englisch konnte, dass ich den Sinn des Textes verstand. Schon als kleines Kind hatte ich immer aufbegehrt, wenn man mir vorschreiben wollte, wie ich mich zu benehmen hatte, was ich zu tun oder zu lassen hatte, wenn ich nicht selbst meinte, dass es richtig war.

Als der Titel ausklang, fragte ich Sascha: „Weißt du eigentlich, worum es in dem Lied geht?“

Sein Blick sagte alles: Natürlich, ob ich ihn für blöd hielt. Dabei fand ich meine Frage nicht so abwegig – meine Mitschüler mochten das Lied zum größten Teil auch, aber sie hatten sich nie die Mühe gemacht, es zu verstehen. Der Sinn hatte sich ihnen erst erschlossen, als ich im letzten Schuljahr im Englisch-Leistungskurs ein Referat über den Song gehalten hatte. Es hatte mir Spaß gemacht damals, das Lied provokativ zu interpretieren und meine Meinung zu Schule und Erziehung kundzutun. Und Herr Sarken hatte Größe gezeigt, denn er hatte mir fünfzehn Punkte für das Referat gegeben, obwohl die Schule allgemein und auch er selbst nicht unbedingt gut dabei weggekommen waren.

Das nächste Lied, *Goodbye Stranger*, war schon in vollem Gange, als ich weitersprach: „Die meisten machen sich aber nicht die Mühe, auf den Text zu achten, selbst bei Liedern, die sie sehr mögen.“

„Ich auch nicht immer“, sagte Sascha. „Aber bei dem Intro und dem Titel ... Da drängt es sich doch geradezu auf, mal im CD-Booklet nachzuschauen.“

Ich überlegte, ob ich das Gespräch weiterführen und ihm von dem Referat erzählen sollte, doch ich entschied mich dagegen. Für eine ernsthafte Unterhaltung hätten wir die Musik leiser stellen müssen, und dazu hatte ich keine Lust. Es war einfach schön, nebeneinander im Auto zu sitzen, der Musik zu lauschen, sich ihr gemeinsam hinzugeben und sie zu genießen.

Ich wünschte mir, dass die Fahrt nie enden würde, ich hatte keine Lust, zu Hause anzukommen. Das lag an der Musik, an der Stimmung, die mich erfasst hatte – und an Sascha. Mit ihm war es manchmal schwierig, aber vor allem schön, besonders jetzt gerade. Zu Hause wartete meine Mutter, die eigentlich schon schlief, aber doch nicht schlief, nur um zu registrieren, wie spät ich nach Hause kam, und um mich zu fragen, ob ich auch die Haustür abgeschlossen hatte. Zu Hause war alles so geregelt, so eng, so freudlos. So, wie die Schule in dem Lied dargestellt wurde. Mit Sascha war das ganz anders. So, als wäre plötzlich der Himmel aufgerissen, der mit einer konturlosen grauen Wolkendecke bedeckt gewesen war. Das Blau, das sich hinter den Wolken auftat, war von unglaublicher Schönheit und lud ein zum Fliegen.

Aber natürlich kamen wir bald an, schließlich war es ja nicht weit vom Pinndopp bis zu mir nach Hause. Sascha hielt direkt vor unserem Gartentor und stellte den Motor ab.

„Da wären wir“, sagte er, nachdem er die Musik leiser gedreht hatte.

„Ja“, sagte ich. „Danke fürs Bringen.“

„Ja, klar, keine Ursache.“ Er lächelte, und seine Stimme klang seltsam belegt.

Wir sahen uns eine Weile wortlos im Halbdunkel an. Saschas beigefarbener Pullover leuchtete fast im Schein der Straßenlaterne, und ich dachte wieder, dass sein schlanker und doch auch athletischer Oberkörper sehr gut aussah. Sein linker Arm lehnte auf der Seitenverkleidung der Fahrertür; seine Hand umfasste das Lenkrad locker, Zeige- und Mittelfinger leicht ausgestreckt. Den rechten Arm hatte er halb über die Rückenlehne gelegt, um sich mir zuzuwenden. Seine Hände waren groß und zugleich schlank. Seine dunkle Haut hob sich gerade jetzt im Halbdunkel besonders von dem Pulli ab. Selbst seine Fingernägel schienen sehr hell — und das Weiß seiner dunklen Augen.

Es war nur ein kurzer Moment, den er so dasaß, und doch ein Moment für die Ewigkeit, bevor er sich räusperte und fragte:

„Was ist?“

„Nichts, wieso?“

„Du steigst nicht aus.“

„Äh, ja, Entschuldigung. Ich war gerade für einen Moment in Gedanken.“ Ich sah ihn an. Unsere Blicke trafen sich. Ich hätte so gern etwas gesagt, was meine Stimmung ausdrückte, doch ich fand keine Worte.

„Ja, dann ...“, sagte ich schließlich, „gehe ich mal ins Haus.“

„Bis morgen“, sagte er, und es schien, als wollte auch er noch etwas sagen.

„Bis morgen“, erwiderte ich. „Komm gut nach Hause.“

Ich öffnete die Beifahrertür und stieg aus. Als ich das Gartentor hinter mir wieder schloss, blickte ich noch einmal auf und sah, dass Sascha die Scheibe ein Stück runtergekurbelt hatte und die Hand kurz zum Abschied hob, bevor sich



das Auto in Bewegung setzte.

Ich winkte zurück, dann ging ich zum Haus.

\* \* \*

Die letzten Schultage, bevor das schriftliche Abi beginnt. Danach ist sie eigentlich vorbei, die Schule. Nur noch die Prüfungen, erst die schriftlichen, Ende April, und dann Anfang Juni die mündlichen. Darauf habe ich mich doch immer gefreut, endlich keine Schule mehr. Aber jetzt ist es mir gleichgültig. Alles ist mir gleichgültig. Ich bekomme die Ergebnisse der letzten Klausuren vor den Abiturprüfungen, die teilweise unter Abi-Bedingungen geschrieben wurden, mitgeteilt. Sie sind bestens ausgefallen. Vor den Osterferien, als wir noch zusammen waren, bin ich ja auch noch die alte gewesen. Schnell und präzise im Denken, analytisch, kreativ. Ich habe nicht sonderlich gelernt für die Klausuren, aber anders als früher habe ich meistens aufgepasst und mitgemacht, deshalb war ich gut vorbereitet.

Ich kann mich nicht freuen über die Ergebnisse. Ich kann mich über nichts freuen, noch nicht einmal über das Wetter, das jetzt wärmer wird. Und ich ahne es auch schon: Meinen Abischnitt, den ich mir im März noch ausgerechnet habe, werde ich sicher nicht erreichen. Ich bin nur noch ein Schatten meiner selbst. Jede Nacht liege ich ewig wach und denke an dich. Ich bin morgens unendlich müde, komme kaum aus dem Bett. Noch immer läuft der Unterricht an mir vorbei. Ich kann mich nicht konzentrieren, ich kann nicht klar denken. Ich kann mich überhaupt nicht einlassen auf irgendetwas. Ich lese einen Text, der uns thematisch auf die schriftliche Prüfung in Erdkunde vorbereiten soll, aber als ich in der Mitte des Textes angekommen bin, hat sich der Inhalt des Anfangs schon verflüchtigt. Nichts bleibt mehr hängen in

meinem Kopf. Ich habe keine Idee, was ich schreiben könnte. Ich fühle mich fantasielos, lahm, ausgelaugt. Das wird sich wohl kaum ändern bis nächste Woche, wenn das schriftliche Abi beginnt.

Sogar Herr Sarken hat mich schon angesprochen. Warum ich so farblos wirke, so kraftlos. Ich hätte mich ja schon früher nicht immer beteiligt, aber statt offensiv zur Schau gestellter Langeweile sähe er nur noch eine leere Hülle auf meinem Platz. Der Möchtegern-Psychologe, denke ich. Aber ich denke auch: Vielleicht habe ich ihm unrecht getan. Er sieht mehr, als mir lieb ist. Er versteht genau, er weiß, wovon er spricht. Doch bleibe ich ihm eine Antwort schuldig. Ich müsste ja mindestens drei Stunden lang mit ihm sprechen, um ihm zu erklären, was mit mir los ist. Denn „Liebeskummer“ allein trifft es nicht. Je mehr ich an dich denke, je mehr ich das, was wir zusammen erlebt, durchgemacht haben, Revue passieren lasse, desto mehr wird mir klar, dass du gar nicht anders konntest, als mich zu verlassen. Aber ich habe die Zeichen nicht sehen können. Ich war so berauscht von dir und von dem, was sich zwischen uns anbahnte, dass ich nicht begriffen habe, wie verletzlich du warst. Dabei hätte ich es im *Pinndopp* schon merken können. Eine einfache Frage, und du hättest am liebsten die Flucht ergriffen. Ich habe mich blenden lassen davon, dass wir die Situation so schnell retten konnten. Dass du deinen Humor bald wieder gefunden hattest. Ich habe gar nicht darüber nachgedacht, wie viel Kraft dich das gekostet haben könnte. Am Beeke-Deich, vor zwei Wochen, da hast du es mir gesagt. Warum nicht früher? Warum hast du mich nicht einmal in meine Schranken gewiesen? Warum hast du mich nicht einmal darum gebeten vorsichtiger, rücksichtsvoller zu sein? Vielleicht hätte ich mich ja danach gerichtet. Vielleicht hätten wir dann eine Chance gehabt. *Ende der Leseprobe*